

ums die
 Seiwert.
 je wü-
 rungen-
 nicht in
 er Ent-
 unge die
 , so ist
 für uns
 n ich so
 af das,
 et wird,
 168 des
 ußischen
 on, die
 ation —
 ort dem
 und so
 mensch-
 Stelle ist
 Wahrheit
 t lassen,
 ammen-
 stift und
 en aus-
 em uns
 während
 e Geäu-
 s Mäd-
 s Weib,
 a Resig-
 te Liebe
 hält er
 entragt.
 er und
 Das eine
 ll, wech-
 nach eine
 id sagte,
 nken an
 für Sie
 zu seiner
 äre uns
 glich, ja
 tida und
 ntnis der
 aden wir
 ordneten
 dich schä-
 ren nicht
 en und
 er Klein-
 de Men-
 ten, Ge-
 ind nicht
 um dem,
 ski u. a.
 piel aus
 vorigen
 egenüber
 t Dosto-
 um in
 —1.



Nr. 40.

Erscheint Sonnabends
 und ist in der Post-Zeitungspreissliste
 unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 5. Juli.

Abonnementpreis
 bei der Post oder im Buchhandel
 vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Solen, der Schneidige. Eine rumänische Dorfgeschichte. Von Adolf Flachs (Wien). — Das Geviß und seine Erbsamittel. Von Max Pawlowich. II. — Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde. Von Dr. Gregor Kemner. III. — Mutter-Typen. Vier Normal-Biographien von Marij Masztowski. — Das Vieh vom Hende. Von S. Scherida. — Exakte Naturradikalmung. Von Franz Servaes. — Vom Singen in der Schule. Von Prof. Dr. P. Detmoller. — Abergelanten im Thorwaldsen-Museum. Von F. M. II. — Kleine Kritik.

Voien, der Schneidige.

Eine rumänische Dorfgeschichte.

Von

Adolf Flachs (Wien).

Dimitriadi, der Pächter des Wirtshauses von Mineschi, hatte unter emfiger Mithilfe seiner Hausgenossen vom frühen Morgen an daran gearbeitet, allerhand Waren durch die Fallthür aus dem unter der großen Schankstube sich ausbreitenden Keller heraufzuholen und hinter dem Holzgitterverschlage, der den Verkaufsladen vom Gastraum sonderte, aufzuspeichern.

Heute stand großer Absatz zu erwarten.

Was von den Mineschier Soldaten den russisch-türkischen Krieg von 1877/78 mit heilen Gliedern überstanden hatte, sollte nachmittags wieder im Heimatdort eintreffen.

Dimitriadi hielt eben Raft, und mit der hohlen Hand den Schweiß sich vom Gesichte wischend, überblickte er bedächtigt die vorläufig im bunten Durcheinander aufgehäuften Artikel: eine Batterie von allerhand Flaschen, in denen Schnaps gelb oder grün, kristallhell oder feuerrot blinkte; Rauchfleisch von wenig einladendem Aussehen neben Tabatpäckchen; gedörrte Fische, zärtlich umschlungen von schmalen, grellfarbigen Bändern, die das Entzücken der Bauerndinnen zu bilden pflegen; Wagen-schmiere in trauriger Nähe von bröcklicher Brinza (gezalzener Schafkäse); von wohlhabenderen Bäuerinnen begehrte rote Stiefel, in deren Innerem bis auf weiteres Glasperlen und Oliven, Zündhölzchenschachteln und Würstchen, Talgkerzen und Brezeln einträchtig beieinander lagen; ferner Senfen, Seilerwaren und was sonst das Herz der Mineschier erschrecken könnte.

Als Dimitriadi jetzt fand, daß seine Warenkollektion wohl-affortiert sei, zog er die Hemdärmel, die er bei Beginn der Arbeit bis an die Achsel hinaufgerollt hatte, wieder herab, was das wohlbekannte Zeichen der Arbeitseinstellung war.

Marija, Dimitriadis Lebensgefährtin, beilte sich nun, das Mahl zurecht zu machen, und bald saßen alle, das heißt: das stets ernste Familienoberhaupt, dessen zungenfertige Gattin, ferner fünf bis sieben Jung-Hellenen von verschiedenen Geschlechts- und Alterskategorien, endlich zwei Gehilfen, um die dampfende Schüssel gruppiert, deren Inhalt unter den kühnen Angriffen der Tischgesellschaft überraschend schnell zu schwinden begann.

Bei Tische herrschte Stille. Selbst Marija schwieg. Nur einmal hörte man ein klatschendes Geräusch, gefolgt von einem halbunterdrückten Wehrufe. Alcu, einer der Gehilfen Dimitriadis hatte nämlich, nach des Brotherrn Meinung, einen zu der geleisteten Arbeit in starkem Gegensatz stehenden großen Appetit dadurch bekundet, daß er nun zum drittenmal ein Kiejenstück Mamaliga (Maisbrei) in Begleitung eines förmlichen Käseberges aus der Schüssel zu entführen gesucht, und Dimitriadi hatte durch eine dem Mißethäter verabreichte Maulschelle seiner Ansicht ebenso deutlichen als kräftigen Ausdruck verliehen.

Die Schwarzwälder Uhr, welche zwischen den Porträts Carol I. von Rumänien und eines griechischen Nationalhelden an der weißgetünchten, mit großen blauen Flecken allzu reichlich betupften Wand hing, rasselte und schnurrte soeben, was bewies, daß wieder eine Stunde vergangen sei. Welche, wußte man freilich nicht, da die Zeiger und der Kuckuck längst nicht mehr auf dieser schönen Welt waren. Da aber die Sonne schon hoch am Himmel stand, so durfte Dimitriadi mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es zwölf oder — ein Uhr sei, was ihn zu dem eigentlich ganz überflüssigen Ausrufe veranlaßte: „Rascher essen!“

Dann fügte er zur Begründung seines sonderbaren Beschlusses hinzu: „Die Leute können ja jeden Augenblick eintreffen. Also rasch, rascher!“ und seiner Marija flüsterete er ins Ohr: „Heute abends werden wir um mindestens fünf Napoleonsd'or reicher sein!“

Als Marija, deren Aufmerksamkeit von einem Stück Käse

vollständig in Anspruch genommen war, wider Erwarten nichts erwiderte, raunte ihr Dimitriadi zu: „Weißt Du, Marişa, noch zwei so gute Geschäftsjahre wie das vorige und wir können „es“ haben.“

Marişa sah jetzt auf und sagte: „Gott möge helfen!“

„Es“ bildete den goldenen Traum des Ehepaars Dimitriadi: „es“ war das schloßartige Herrschaftshaus des Gutes Mineşti, dessen jugendlicher Eigentümer sich in Paris aufhielt, um Jurisprudenz zu studieren. Man behauptete freilich, daß der junge Bojar sich mehr mit dem Studium der Frauenherzen abgab, was bekanntermaßen sehr kostspielig ist. Nun, das Geld hierzu lieferte ihm der unscheinbare Dorfwirt Dimitriadi, der Gut und Schloß bereits als sein Eigentum betrachtete. Nicht mit Unrecht; hatte er doch die Liegenschaften mit zwei Dritteln ihres künftigen Feilbietungswertes belehnt.

Des praktischen Griechen Art war es aber nicht, sich am hellen Tage lange „nützigen Träumereien“ hinzugeben. Er fuhr daher rasch mit der schwierigen Hand über das Gesicht, als wollte er seine Alltagsphysiognomie wieder herstellen, und gab rasch noch einige Befehle:

„Du wirst noch etwas Wasser in den weißen Schnaps nachgießen; Du wirst die Waren ordnen; Du achtgeben, daß soviel als möglich bar gezahlt wird. Du wirst aufschreiben, was man schuldig bleibt; schreibe lieber etwas mehr, als weniger auf, alle Schulden werden ja so nicht eingezogen; die Kleinen werden bei der Bedienung helfen.“

Damit hob er die Tafel auf. Bald darauf traten zur breiten Wirtschaftsthür die Dorfgrößen: Pope Ilie, der Primar der Gemeinde, der Gemeindefreiber und der Schullehrer herein, gefolgt von Bauersleuten.

Man besprach natürlich das Ereignis des Tages, die Heimkehr der siegreichen „Pelzmützen“ und besonders die Heldenthat des Voicu. Pope Ilie hatte nämlich jüngst von seinem Better, dem Gerichtschreiber in der nächsten Distrikthauptstadt, einem sehr beleseuen Jungen, der täglich seine drei bis vier Zeitungen liest, und der gar manches weiß, erfahren, daß Voicu für eine mutige That im Kriege mit Medaillen und Geldgeschenken bedacht worden und sogar zum Sergeant avanciert sei. „Wie“ und „wann“ und „wo“ war vorläufig auch dem Alleswissener vom Gericht unbekannt. Von Pope Ilie wußte das ganze Dorf etwas von der Sache.

„Ja, ja, das war von jeher der tüchtigste Bursch im Dorfe!“ hieß es jetzt im Wirtschaftshaus.

„Der Kräftigste und Mutigste, und der beste Kindiatänzer,“ bestätigte eine Dirne.

„Und schnurrige Geschichten kann er auch erzählen. Der Kerl hat ein Mundstück — na!“ meinte der Primar.

„Oh! so arg ist es auch nicht mit ihm!“ warf jetzt Costake Urşu ein. „Leere Fässer tönen immer stärker als volle!“

„Hohoho, Gevatterchen! Wir wissen, daß Voicu Deinem Herzen ebenso lieb ist, als Salz Deinen Augen!“ rief Pope Ilie dazwischen, der es sich wohl manchmal herausnehmen durfte, seine Meinung frei herauszusagen, auch wenn er nicht gerade sein Meßgewand trug. „Nun ja! Hast ihm seine Liebste weggefischt, jetzt schimpfst Du noch!“

Ehe Urşu Zeit zur Erwiderung finden konnte, kam von den frischen roten Lippen der schönen Zamfira die Gegenrede: „Was wahr ist, ist wahr! Voicu ist nicht mundfaul. Aber

des Rumänen Wort sagt: «Gut im Reden, schlecht bei der Arbeit.» Er wird sein Leben lang ein armer Schlucker bleiben. Und Armut ist die böseste aller Krankheiten. Übrigens hat mich Urşu nicht weggeschnappt, sondern ich folge ihm gern in die Ehe!“

Die Wechselrede über Voicu war durch die recht trotzig und mit erhobener Stimme herausgestoßenen Worte der Dirne geschlossen und der allzeit friedfertige Pope Ilie schlug gleich ein anderes Thema an.

Zamfira wandte sich rasch ab und ging ans Fenster; unaufhaltsam rieselten ihr nun die Thränen aus den schwarzfunkelnden Augen über die vollen Pfirsichwangen herab. Es that ihr so weh, so bitter weh, dem prächtigen Voicu entsagt zu haben. Und zu wessen Gunsten? Zu Gunsten des tölpelhaften, plumphen Urşu, dessen von schütterem Barte schattiertes, rauhes und rohes Gesicht aussah, wie ein Stoppelfeld nach der Kukuruzernte. Da ist Voicu doch ein ganz anderer!

Schlank und kernig, wie ein schöner Baum! Hinter seinen schlauen, grauen Augen hoct der Schelm. Und das von dunkelbraunem Gelock umrahmte, freundliche Gesicht ziert ein wunder schöner langfadiger Schnurbart, ganz so einer, wie ihn der Herr Präsekt hat. Aber was nützt das alles? Voicu ist arm, blutarm, und Urşu besitzt ein großes Grundstück zu eigen mit einem schönen Häuschen darauf, und hat nicht weniger als sechs Paar der schönsten Ochsen im Stalle stehen, wahrhaftig die schönsten in der ganzen Gegend. Und dann Kühe und Pferde und Schafe und . . . was weiß ich, was sonst noch.

Als Frau des Urşu wird sie ja förmlich wie eine Bojarin leben können. Voicu ist denn doch zu arm, um sie jetzt heimführen zu können. Mein Gott, man will doch wenigstens in einer eigenen Hütte schlafen, und so müßte sie denn, wer mag wissen, wie lange noch das bittere Brot als Dienerin bei der benachbarten Herrschaft essen. O, ein elendes Leben! Nein, nein — kein Zweifel kann da aufkommen: sie muß Voicu aufgeben; sie muß Urşu die Hand zum Bunde für das ganze Leben reichen, sie darf das Glück, diesen seltenen Gast, nicht von sich stoßen.

Das schien der letzte Sturm in der Seele der Bäuerin. Nun war sie fest entschlossen, der Stimme der Vernunft zu folgen. Sie wandte sich unbefangen wieder den Bauersleuten zu und sah den Ereignissen mit Ruhe entgegen. Was hatte sie denn zu fürchten? Von dem verschmähten Liebhaber geprügelt zu werden? Nun, dergleichen kann eine Bäuerin nicht erschrecken.

Da ertönte in nächster Nähe lautes Hurra und Haha und das unbarmherzige Getrage der Dorfmusik. Zamfiras Herz begann doch heftiger zu schlagen. Sie blickte hinaus.

Die Straße herab kamen, umringt von Dörflern, an zwanzig Soldaten, munter hüpfend, daß ihnen die schwarzen Schafpelzmützen, mit fest emporstrebender Truthahnfeder, von einem Ohre zum andern hüpften. Nur einer von ihnen ging still seines Weges, — der Sergeant. Zamfira zuckte zusammen, als sie ihn wahrte; ihre vor wenigen Minuten in ruhiger Betrachtung und Erwägung gewonnene Fassung war verfliegen.

* * *

Voicu war frohgemut in seiner Heimat eingetroffen und war nicht wenig erstaunt gewesen, seine Geliebte nicht unter

den Landleuten vor dem Dorsthore zu finden. Bald hatte er erfahren, daß die holde Dirne nicht mehr seine Zamfira sei, daß sie es nun mit dem reichen Ursu halte. Voicus Frohsinn schwand bei dieser Kunde und tiefe Schwermut warf dunkle Schatten auf sein sonst sonnenhelles, offenes Gesicht. In dumpfem Schmerze zog er durch das Dorf. Die ihm aus vielen Hütten entgegenhallenden Willkommenrufe hörte er gar nicht.

Unterdes kreiste die buntbemalte großhäuchige Plosca (Holzflasche) mit hellfunkelndem Schnaps und war auch zu Voicu gelangt. Er that einen kräftigen Zug daraus. Guter Schnaps hilft wohl über manche schlechte Stunde; aber den bitteren Wehmad der schlechten Nachricht konnte er doch nicht wegsippen.

Das war keine freudige Heimkehr für den armen Voicu! In seinem Innern vollzog sich jetzt eine merkwürdige Wandlung. Die früher in seinem Herzen lodernde Flamme der Liebe schien erstickt unter dem Ansturm der Gefühle des Hasses, der Eifersucht, des beleidigten Männerstolzes. Seine Neigung zu Zamfira schien verflogen, ihm machte es das Blut in Zorn aufwallen, daß Zamfira nicht Treue gehalten hat.

„Ach, mach Dir deshalb kein böses Blut, daß Zamfira jetzt einen anderen hat,“ rief ihm ein Kamerad zu. „Mutter und Vater hat der Mensch nur einmal, aber Mädchen — soviel als Haare auf dem Kopf! Hier, Glück und Gesundheit!“

„Hast recht, Brüderchen!“ erwiderte Voicu, dem Vortrunk Wehleid thuend. „Mädel in Hülle und Fülle!“

Er ertappte sich zu seinem größten Arger dabei, wie er eben hinzufügen wollte, „aber nicht solche wie Zamfira,“ was ihn dazu brachte, eiligst noch einen Schluck durch die Kehle rinnen zu lassen.

Als er endlich mit seinen Begleitern in der Schenke anlangte, war sein Gang nicht mehr sicher, seine Augen glänzten gläsern, die Stimme war rauh und heiser und tiefdunkle Röthe leuchtete unter dem von Wind und Wetter gebräunten Antlitz hervor.

Da trat Zamfira an ihn heran. Einen Augenblick blieb er starr und steif stehen, dann erhob er vielleicht unbewußt zum Schlage die Hand, die sich aber augenblicklich in die mit freudlichem Lächeln dargebotene Rechte Zamfiras senkte.

Und als er ihre kleine, warme Hand fühlte, als er jetzt mit vollem Blicke die liebe Maid erfaßte, da wich aller Groll — ein Ruck — und sie lag in seinen Armen, schier erstickt unter seinen glühenden, nimmer enden wollenden Küssen.

Das umwiesche Räuspern Ursus machte der herzlichsten Begrüßungsscene ein Ende. Nun standen die beiden Gegner Aug' in Aug' einander gegenüber. Kleine Worte wurden gewechselt, bloß haßerfüllte, giftige Blicke wurden ausgetauscht.

Voicu wie zum Angriff vornüber gebeugt, und Ursu mit geballten Fäusten, sahen wie Kampfhähne aus, die gegeneinander losstürzen wollen. Und wer weiß, ob es nicht zu einer blutigen Schlägerei gekommen wäre, wenn nicht Pope Nlie in diesem Augenblicke Voicu am Arm gefaßt und zum Tische gezogen hätte mit den Worten: „So, nun setze Dich einmal und erzähle uns doch auch etwas vom Kriege, damit wir auch wissen, wie's da zugeht.“

Voicu nahm nun am langen Tische zwischen Pope Nlie und dem Primar Platz; ihm gegenüber setzte sich Zamfira,

neben diese Ursu, der leise seiner Braut Vorwürfe über die zärtliche Begrüßung, die sie doch geduldet hätte, machte, was dem scharfen Ohre Voicus nicht entgangen zu sein schien; denn er warf jetzt dem Nebenbuhler einen bitterbösen Blick zu. Der stets neugierige Pope Nlie begann von neuem zu drängen. „So beginne doch einmal! Woher hast Du den Säbel?“

„Das will ich Euch sagen!“ hob Voicu an. „Mit diesem Säbel —“ dabei zog er den Stahl aus der Scheide und legte ihn vor sich auf den Tisch. „Seht Ihr — es klebt noch Blut daran. Das sind Euch Kerle, diese Türken! Die schießen nicht in den blauen Himmel, das geht Euch ins Fleisch, ins lebendige Fleisch!“

Dem sonst zungengewendten Voicu ging die Rede heute nicht flott, vielleicht weil er die Plosca gar zu oft an den Mund geführt hatte, vielleicht auch, weil es ihm das Herz abdrückte, Zamfira, zu der er hinblickte, als sei sie die einzige Zuhörerin, nicht an seiner Seite zu sehen.

„Unser Herr Sublocotinent (Sous-lieutenant) — Jonescu heißt er, Jon Jonescu — war mit zwanzig von den Unfrigen kommandiert, als Vorposten einen von Gebüsch bedeckten Hügel vor Plewna zu besetzen, auf dem kein Feind zu sehen war. Wir marschierten also in Reih und Glied wohlgemut darauf los, Mircea — der arme Mircea, Gott sei ihm gnädig! er fiel beim Sturm auf Plewna — bläst auf seiner Pfeife und wir singen: «Einen Leu (Franc) nur hab ich noch, Hiha! G'hört nicht mir, verkauf' ihn doch! Hiha!»

„Plötzlich knallt ein Schuß, der Herr Sublocotinent fällt hin, und das rote Blut rinnt ihm über die schöne neue Uniform. Schlechtes Zeichen, dachte ich mir, wenn der Erste zuerst fällt. Aber woher mag die Kugel gekommen sein? Wir schauen und schauen und sehen doch nichts. Endlich erblickt einer auf dem Gipfel des Hügel hinter einem Strauche einen weißbärtigen Türken, der so ruhig dasitzt, wie ein ehrlicher Christ in der Kirche, freilich mit untergeschlagenen Beinen. Also der Türke hockt dort, mit seiner Pike über den Knien, vor sich die offene Patronentafel, und paßt seine Cigarette. Daß Dich der Teufel hole, sagte ich mir, Dich will ich schon wegputzen!“

„Nun tritt Sergeant Mihai vor, kommandiert: «Erstes Glied, Gewehre hoch,» zeigt mit dem Finger hinauf, und wie er den Mund zum «Feuer» öffnet, packt! reißt ihm eine Kugel das Gebiß weg. Na, Mihai braucht nicht mehr zum Schmied zu gehen, daß er ihm die schlechten Zähne reiße, der Arme hat keine mehr.“

„Daß Gott behüte! Hört Euch so ein Unglück an,“ scholl es aus den mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung folgenden Zuhörern, die sich bekreuzten.

„Ja, unsere Jüngens schlugen auch das Kreuz,“ berichtete Voicu weiter, „und weiß wurden sie, wie Schnee. Denn das ging nicht mit rechten Dingen zu, das war klar.“

„Der Herr Sublocotinent, der sich inzwischen ein wenig erholt hatte, befahl uns, daß wir alle auf den Alten vom Berge anlegen sollen. Im selben Augenblicke stürzt, durch eine Kugel mitten ins Herz getroffen, der arme Costaki hin, und aus war es mit ihm.“

„Da gab es für uns kein Halten mehr. Der Herr Sublocotinent wurde trotz seines Widerstandes auf die Schultern gehoben und rasch zurück ging es nun, bis wir in eine gedeckte Mulde kamen. Hier legt nun unser Kommandant los. «Ihr

Schufte, habt Ihr denn schmutziges Wasser statt Rumänenblut in Euren Adern, daß Ihr, so viele, vor einem alten Türken davonlauft?»

„Und so ähnlich hat er uns noch vorgehungel, daß uns Hören und Sehen verging. Da nahm ich mir aber ein Herz und sagte: «Sie sollen leben, Herr Sublocotinent; aber da hilft nichts, der Türkenhund fällt von keiner Kugel. Das sieht man, der hat einen Talisman gegen Schüsse.» Und «so ist es,» bestätigten unsere Zungens einmütig. «Ich lasse Euch alle niederhieszen, wie die räudigen Hunde,» schrie der Sublocotinent. In solcher Wut war er, daß ihm weißer Schaum aus dem Munde kam. Ich aber entgegnete, gebühlich salutierend: «Das wär doch schade! Dem Türken kann man nur mit dem Säbel beikommen. Gestatten Sie mir, ich will hinschleichen und aus dem einen Türken zweie machen, so wahr mir Gott helfe!» — «Gut, Voicu!» sagte der Herr Sublocotinent nach kurzer Überlegung. Ob er uns recht gab oder ob er wie die Büchermenschen schon sind, an Talisman doch nicht glaubte und nur notgedrungen so handelte, was weiß ich? Genug, er war mit meinem Vorschlage einverstanden. Auf sein Geheiß schnallte ich mir seinen Säbel um — ich als Gemeiner hatte ja keinen — thue einen tüchtigen Zug aus seiner mir angebotenen Flasche — das war ein Schnaps, wie ich ihn, seit ich bin, noch nicht getrunken habe — schlage als guter Christ, der ich bin, drei Kreuze und mache mich auf die Beine. Ich ging, was ich ging, — eigentlich kroch ich vorsichtig, wie eine Katze, durch das Gestrüpp hinauf, bis ich ihn etwa fünf Schritte vor mir habe. Da sitzt er gemütlich — vor ihm liegt die Flinte neben der Patronentasche im Grase — und singt ein Lied, so ein türkisches, das klang gerade so, wie wenn unser Kirchenjänger die Psalmen singt. Brüder, da sah ich ihn also vor meiner Nase. Hei, wie mir das Herz im Leibe vor Freude tanzte!“

Voicu hielt plötzlich inne. Urju, den es wurmte, daß der Sergeant durch seine Erzählung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, hatte den Arm um Zamfiras Nacken geschlungen und mit ihr zu tändeln und nesteln angefangen, um zu zeigen, wie wenig ihn des Soldaten Erlebnisse interessierten.

Das war für Voicu zu viel. Er erhob sich, um mit seinem Nebenbuhler anzubinden.

Da bot ihm der stets auf sein Geschäft bedachte Dimitriadi, im Glauben, der Erzähler wolle eine kleine Pause machen, einen Schnaps an, der „sicherlich besser sei, als der des Sublocotinents.“

„Her damit!“ rief Voicu und leerte das große Glas in einem Zuge.

Urju, der wohl gemerkt hatte, wie seine Vertraulichkeiten mit Zamfira Voicu gereizt hatten, und der auch selber Streit herbeiwünschte, um seinem nervösen Grolle in einer gesunden Keilerei Luft zu machen, versetzte jetzt seiner Braut einen laut-schallenden Kuß.

Mehr hatte es nicht bedurft, um Voicu völlig außer Fassung zu bringen. Er wurde kreideweiß; seine Augen glühten in unheimlichem Feuer, als er jetzt seinen höhnisch lachenden Widersacher ansah. Ein teuflischer Plan zuckte durch Voicus Hirn. Er setzte stehend seine Erzählung fort, diesmal rasch und hastig sprechend.

„Jetzt kommt's,“ rief er. „Paßt auf!“ also — ich schleiche

von rückwärts auf den Zehen an ihn heran, fasse den Säbel so, mit beiden Händen und haue mit ganzer Kraft auf ihn ein — seht ihr — so — ffft!

Ein schriller, erschütternder Aufschrei — Urju stürzt mit gespaltenem Schädel blutüberströmt von der Bank herab. Totenstille in der menschenüberfüllten Schenke. Alles war von Entsetzen betäubt. Aber nur einen kleinen Augenblick blieb alles stumm. Dann erhob sich wüster Lärm. „Bringt Wasser, haltet ihn fest, Mörder, zu Hilfe, Ruhe“ tönte es wirt durch-einander.

Dimitriadi riß eiligst die Fallthür auf und verschwand im Nu im Keller; er wollte nicht dabei gewesen sein, er wollte nicht als Zeuge vernommen sein — das kostet Zeit und Geld und ist auch sonst lästig.

Endlich legte sich ein wenig der Trubel, als Pope Nlie sich zu dem am Boden liegenden Urju beugte, um zu sehen, wie es um ihn stehe. Nun, Pope Nlie konnte nichts anderes thun, als — ein Totengebet sprechen.

Voicu, der bisher unbeweglich dagestanden hatte, rief jetzt mit häßlichem Lachen, welches seine schönen Züge zu abstoßendem Grinsen verzerrte: „Gut getroffen, nicht wahr? Haha! Seht, so auch traf ich den Türken, daß er nicht mehr «Pst» sagen konnte. Urju ist tot? Nun, ein Hund weniger auf der Welt! Herr Primar, führen Sie mich ins Gefängnis!“

* * *

Drei Monate später stand Voicu vor dem Geschworenen-gerichte in der Distrikthauptstadt B. Nachdem der Procurator die Anklage zu Ende gebracht hatte, erhielt der Angeklagte das Wort, der nichts aus sagte, als daß er sich der Geschehnisse nur dunkel wie im Traume zu erinnern wisse; das sei ihm aber im Gedächtnisse haften geblieben, daß es ihm vorgekommen sei, als hätte der alte Türke von Plewna seine Zamfira geküßt. Dann, als Urju zusammenbrach, hätte er freilich gesehen, wer es gewesen.

Hierauf nahm ein Bukarester Advokat, den der inzwischen Kapitän gewordene Jonescu seinem Lieblinge Voicu zu Hilfe gesandt hatte, das Wort, um seine lange, mit vielem falschen Pathos vorgetragene Rede folgendermaßen zu schließen:

„Meine Herren Geschworenen! Wie Sie also deutlich ersehen haben werden, war Voicu bei Ausübung des ihm zur Last gelegten Verbrechens total betrunken, also nicht zurechnungsfähig, folglich muß er freigesprochen werden.“

„Sollten Sie aber wider Erwarten diese meine Ansicht nicht teilen, so will ich noch hervorheben, daß man auch dann die That nicht strafen darf, denn unser Klient handelte im sogenannten dramatischen Affekt. Sie als gebildete Leute werden von dem Falle Kenntnis haben, wie ein Schauspieler einer ausländischen Bühne sich so sehr in seine Rolle hineingelebt hat, daß er in einer großartigen Ermordungsscene seinen Partner thatsächlich tötete. Und wurde etwa der Künstler bestraft? Gott bewahre! Er erhielt sogar von seinem Souverän einen Orden für sein naturgetreues Spiel.“

„Nun stellen Sie sich im Geiste die Scene im Minechtier Wirtshause vor: Voicu, ohnedies vom reichlichen Trinken erhitzt, ergreift im Feuer der Erzählung den Säbel, und um die Scene der Niedermetzlung recht anschaulich zu machen, haut er

drein und trifft freilich Urju. Ein reines Spiel des Zufalls, daß dieser gerade im Bereiche des Säbels saß.

„Schließlich erlaube ich mir noch, Sie auf einen hochwichtigen Umstand aufmerksam zu machen.

„Sie, geehrte Herren, die unsere freiheitliche Verfassung dazu bestimmt, unbekümmert um den starren Wortlaut des Gesetzes nach bestem Wissen und Gewissen, Recht zu sprechen, müssen sich vor allem die Frage stellen, ob die Gesellschaft als solche durch den Wegfall Urjus einen Schaden erlitten hat oder nicht.

„Wenn Sie nun erwägen, daß Urju, dieser verabscheuungswürdige Typus des Geldprozentums, auf seinen Reichtum pochend ein braves Bauernmädchen zur Treulosigkeit verleitet hat, so werden Sie zugeben müssen, daß es nur als eine glückliche Fügung des Himmels erscheint, wenn dergleichen Unkraut aus unserem schönen Heimatsboden herausgerissen wurde, daß weder der Staat noch die Gemeinde Mineſchti durch den Tod Urjus etwas verloren haben. Im Gegenteil, dieser Vorfall wird auf die Dörfler nur bessernd wirken können, die darin einen Fingerzeig der Vorsehung, eine Strafe des Bösen sehen werden. Wo also kein Schade ist, kann von Strafe nicht die Rede sein, und so zweifle ich nicht daran, daß Ihre Gefühle der Gerechtigkeit und des Patriotismus es Ihnen eingeben werden, den schneidigen Voicu, den Helden von Plewna freizusprechen, auf daß er, wenn wieder einmal die Kriegsfanfane in unserer teuern Heimat erschallt, in bewährter Tapferkeit mit unserer Trifolore zu siegreichem Kampfe ausziehe.“

Hierauf machte der Advokat eine bescheiden thuende Verneigung vor dem Gerichtshofe und sandte beifallbettelnde Blicke gegen den Zuschauerraum, woher auch alsbald stürmischer Applaus ertönte. Die Jury sprach Voicu nach kurzer Beratung des ihm zur Last gelegten Verbrechens frei, da erwiesen war, daß er thatsächlich völlig unzurechnungsfähig gewesen war.

Zamfira war seit jenem blutigen Vorfall nicht mehr gesehen worden. Einige glaubten zu wissen, daß sie Nonne im Kloster zu J. sei; andere wieder behaupteten, daß sie sich als liebedürftiges Frauenzimmer auf den Bufarester Boulevards umhertreibe.

Voicu ist dormalen Wachtmeister in einem Kavallerieregiment und wird nicht anders als „Voicu, der Schneidige“ genannt.

Die Schenke wurde seit dem blutigen Ereignisse von den Mineſchtier Bauern gemieden und die Geschäfte gingen schlecht. Dimitriadi wurde immer trübseliger, je mehr die Hoffnung schwind „es“ zu erlangen. —

Seit der Zeit ist er auch ein Gegner des Krieges. Züngit sprach der Gemeindefreiber bei ihm vor, der mit großem Behagen verzehrte, was der ewig seufzende Dimitriadi vorsetzte.

„Seht Ihr, Herr Sekretär,“ sagte da Dimitriadi — „Patriotismus, Krieg, Mut — das alles ist ja sehr schön, aber es verwildert doch den Menschen. Der rumänische Bauer war früher doch friedlicher und sanfter. Seit dem Kriege aber, wo er mit Waffen hantieren gelernt hat, wo er dafür ausgezeichnet wurde, daß er Menschen, die er nie gesehen — ich meine die Feinde — und die ihm nie etwas zu Leide gethan haben konnten, getötet hat, seitdem ist —“

„Mein lieber Grieche,“ fiel ihm der Gemeindefreiber ins Wort, „ich weiß, warum Du den Krieg jetzt verabscheust.

Weil seit der Ermordung Urjus Deine lieben Schnapstunden ausgeblieben sind und kein neuer Krieg in Aussicht ist. Sage einmal, warst Du auch damals derselben Ansicht, als 1877/78 so viele Truppen vorbeizogen und bei Deinem Wirtshause Halt machten? Woher stammt denn Dein Vermögen, wenn nicht — vom Kriege? Nun?“

Als Dimitriadi die Antwort hierauf schuldig blieb, entfernte sich der Gemeindefreiber majestätischen Schrittes, indem er seinerseits dem Griechen die Zehne — auch schuldig blieb.

Das Gewissen und seine Ersatzmittel.

Von
Max Pawlowisky. (Schluß.)

II.

Man steht es so unumstößlich fest, wie ein Erfahrungssatz feststehen kann, daß die Überlegung auf einen Trieb die Wirksamkeit dieses Triebes aufhebt. Beispiele dieser Aufhebung des sittlichen Triebes haben sich in allen Ländern Europas gezeigt. Einst sah ich auf einer belebten Straße einen Arbeiter zusammenbrechen und in Krämpfe fallen. Es war ein bitterkalter Abend und ein schneidender Wind segte das Pflaster. Trotzdem besser gekleidete Leute den Unglücklichen in Menge umstanden, dachte nur einer daran, ihm beizustehen und wenigstens seinen Kopf vor dem Aufschlagen zu bewahren; endlich sprangen zwei vorübergehende Arbeiter hinzu, trugen den Kranken in den nächsten Hausflur und sorgten für sein Nachhausekommen. Sie folgten einfach dem Triebe, der sie helfen hieß, einerlei, wo und wie und mit welchem Aufwande an Zeit, Kosten und Arbeit; die Gaffer dachten nur an die Unbequemlichkeiten, denen sie sich durch die Hilfeleistung aussetzen könnten. Ein geschichtlich beglaubigtes Zeugnis dieser Aufhebung gewährt die Erscheinung, daß die übertriebene Gewissensprüfung der katholischen Beichte diese Auflösung des Pflichtgefühls beschleunigt; eine Wirkung, deren Verlauf Paul Bourget in seinem jüngsten Roman: „Le Disciple“ eingehend geschildert hat. Daher läßt schon Spinozas Ethik nur solche Antriebe zu, die vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen und setzt an die Stelle des Hochgefühles der Pflichterfüllung die Seelenruhe des Weltweisen, der nur nach Maßgabe seines vernünftigen Ermessens gehandelt hat. Es wird eine Zeit kommen, wo das Pflichtgefühl der Überlegung nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag; sollte darum die Menschheit der Antriebe zum sittlichen Handeln gänzlich verlustig gehen, oder wird sie andere finden, die mit dem Vorzuge des Bewußtseins die Ziele des verschwundenen Pflichtgefühles verbinden?

Nun, eines bleibt vor allen Dingen: jene Notwendigkeit der Mitteilung überschüssigen eigenen an bedürftiges fremdes Leben, das Können als letzte Berechtigung des Sollens. Die Nächstenliebe, entspringen aus dem Bedürfnis des Mitfühlens, -denkens und -handelns, ist so ewig und so alt wie die Menschheit, sie wird nie schwinden, und die zersekende Wirkung der Reflexion macht nur die zeitlich und örtlich verschiedene, durch die bloße und wechselnde Notwendigkeit geordneten Zusammenlebens entstandene Verpflichtung dauernd zu schanden, obwohl eine zeitweilige Trübung nicht ausbleiben kann. Ja, die Nächstenliebe rückt immer mehr an die Stelle der Gerechtigkeit, der höchsten aller gesellschaftlichen Pflichten. Der wahre Glaube des neuen Bundes, der Geist der Duldung und Milde, verdrängt immer mehr den Glauben des alten Bundes, den Geist der Rache und unbeweglichen Strenge. Unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Weltanschauung der Neuzeit begannen sich die Rechtsbegriffe in der Richtung der Nächsten-

liebe zu verschieben, und diese Entwicklung hat noch eine endlose Zukunft vor sich.

Dazu tritt der mechanische Einfluß des Denkens auf das Handeln. Der Wille ist gewissermaßen nur eine Steigerung des Verstandes, und die That nur eine Steigerung des Willens. Allgemein ist das Bedürfnis, die Ergebnisse des eigenen Denkens durch ein entsprechendes Handeln erst zu vervollständigen. Kein Philosoph hat sich noch mit dem bloßen Denken begnügt, sondern jeder hat eifrig über der Ausbreitung seiner Lehre gewacht; nicht nur weil sie die seine war, sondern weil er von ihrem Siege eine Besserung der Menschheit erwartete. So erregt die Denkhätigkeit bis zu einem gewissen Grade die Wirkung des unbewußten Triebes. Die Sittenlehre wirkt als bewußter Willensantrieb im Einzelnen weiter, vielleicht in den meisten Fällen minder ungestüm und gewalttham, vielleicht auch minder unüberwindlich, jedenfalls aber mit sicherer Richtung auf die Wohlfahrt der Gesamtheit, des Nächsten und des Einzelnen. Wer sich beim Anblicke eines Ertrinkenden kopfüber in das Wasser stürzt, hat die größte Aussicht, sich einen Lungen Schlag zu holen oder von dem Ringenden mit auf den Grund gezogen zu werden; wer sich im Bewußtsein seiner Hilfsverpflichtung bedächtig einen Kahn und eine Stange besorgt, wird den Gefährdeten retten, ohne sein Leben mit auf das Spiel zu setzen. Aber seiner Verpflichtung muß er sich eben bewußt sein, und dieses Bewußtsein kann ihm nur die Überzeugung von dem Werte der Pflicht geben; eine Überzeugung, welche er wieder nur durch Überlegung auf den Grundlagen des sittlichen Lebens gewinnen kann. Es ist Pflicht der Erziehung und der Schule, dafür zu sorgen, daß er diese Überzeugung gewinnt, und das kann nur durch einen ethischen Unterricht geschehen, der heute noch nicht auf dem Lehrplane steht.

Auch unser Gefühlsleben trägt dazu bei, die Nachteile abzuschwächen, welche aus dem Schwinden des inneren Zwanges für das sittliche Leben erwachsen könnten. Die Gefühlswelten der Einzelnen sind in beständiger Annäherung begriffen, und greifen immer weiter ineinander über. Die Lustempfindungen höherer Art sind zugleich leichter zugänglich, länger andauernd und mehr innerlicher Natur, und alle zugleich allgemein mitteilbarer. Kunst und Wissenschaft können ihrem Wesen nach von allen genossen, wenn auch nicht von allen ausgeübt werden, und ihr gemeinsamer Genuß eint die Einzelnen ebenso leicht und schnell wie der Versuch gemeinsamen Genusses sinnlicher Lustempfindungen sie entzweit. Auch auf diese hat sich indessen schon das Gefühl der Gemeinsamkeit übertragen, das den ersten ausschließlich innewohnt. Eine einsame Mahlzeit mündet uns nie so gut wie eine gemeinsame, bei der unsere Teilnahme an den Teilnehmern den Genuß der dargebotenen Lekerbissen erhöht. Hierzu kommt, daß der Reichtum an Gefühlen und Gedanken und die Freude an beiden, die höchstentwickeltes Geistesleben auszeichnen, auch eine entsprechende Gemeinsamkeit beider im Gefolge haben. Auch das Verständnis für das geistige Leben der Nächsten ist mit dem Gedeihen des eigenen gestiegen und zwingt uns, auch dieses überall mit in Rechnung zu ziehen.

Zu diesen Ersatzmitteln tritt als letztes der Wagenmut, die Lust an Kampfe und an der Gefahr, welche sogar eine Aufopferung des eigenen Selbst auch ohne Zuhilfenahme übersinnlicher Hypothesen ermöglicht. Der Wagenmut ist eine bekannte Erfahrung, die in aller lebenden Welt eine Rolle spielt: erzählen doch die Reisenden von den wagehalsigen Spielen, welche die Affen über tropischen Strömen mit dem offenen Rachen der Krotodile vollführen; sie bilden von beiden Ufern eine Kette, deren lebendes Mittelglied das hungrige Reptil schaufelnd und tanzend wecht, bis es zuschnappt, meistens ins Leere, manchmal auch in die dargebotene Hand. Ihre Erklärung findet der Wagenmut in der Thatfache, daß eine erhoffte Lust eine gefürchtete Unlust immer aus dem Felde schlägt, wenn keine von beiden völlig sicher in Aussicht steht; die Siegeslust ist aber ein so starkes und berauschesendes Gefühl, daß selbst die Todesfurcht ihr nicht die Wage halten kann. Der Mensch will sich einmal groß fühlen, wäre es auch nur für einen Augenblick,

und müßte er diesen Augenblick mit seinem Leben bezahlen. Wie man sieht, hat dieser Trieb kein bestimmtes Ziel und kann unterschiedslos in den Dienst der verschiedensten Zwecke treten; so handelt es sich also nur darum, ihn durch die Vernunft zu zügeln und für das Gemeinwohl zu nützen. So ist die psychologische Thatfache, daß die gesammelte Stärke eines Genusses die Gesamtheit des Lebens in der Vorstellung des Einzelnen überwiegen kann, die Handhabe für eine natürliche, im Selbst des Einzelnen wurzelnde Opferwilligkeit. Der Offizier, der auf einem anvertrauten Posten angegriffen wird, den er auf das äußerste verteidigen soll, sieht vor sich ein Leben in Schande oder einen Tod in Ehren, und er wählt den letzteren, weil ihm das erstere unerträglich dünkt. Andererseits denken die Nordpolfahrer und Africareisenden nicht an die Möglichkeit ihres Unterganges, sondern an die Ehre ihres Erfolges und an den Gewinn, den dieser gewissen hochgeschätzten Vorstellungs-gütern, wie der Wissenschaft oder dem Vaterlande bringen muß, und gehen mutig dem ungewissen Ausgange entgegen. Das Leben hat einmal keinen bestimmten, meßbaren Wert und schätzt sich nach dem, was der Einzelne von ihm erwartet: glaubt er nichts erwarten zu dürfen als Schmerz oder Schande, so ist er gern bereit, es dahinzugeben. Einst warf sich ein Fremder in Paris zwischen einen tollen Hund und einige spielende Kinder; er streckte das Tier zu Boden, aber erst, als er einige Wisse erhalten hatte; als man ihn verbinden wollte, wehrte er ab und sagte, er wäre das Leben leid, er wollte sterben. So sollten alle Selbstmorde Opfertode Lebensmüder sein: im vorigen Jahrhundert ließen diese sich anwerben, um ihren Zweck zu erreichen, ohne gerade Hand an sich zu legen.

Als eine Abart dieses Wagenmutes auf rein geistigem Gebiete erscheint der Glaube im engeren Sinne, der Glaube an eine unbeweisbare, aber den Hoffnungen des Einzelnen entsprechende Annahme betreffs des Zusammenhanges der natürlichen mit einer sittlichen Weltordnung. Dieser Glaube ist aber auch ein Wagnis. Wer an ein Leben nach dem Tode, oder an eine Wesensgleichheit des unerkennbaren Grundes der Erscheinungswelt mit einem Willen glaubt, muß doch eingestehen, daß diese Überzeugung nur ein Glaube ist, der sich auf dem Wege des erfahrungsgemäßen Denkens nicht beweisen läßt; aber jedenfalls muß man ihm eingestehen, daß ein solcher Glaube ein wertvoller Antrieb zu sittlichem Handeln werden kann. Der Mensch wird nie aufhören, über die Grenzen der Erfahrung hinaus eine sittliche Ordnung in die scheinbare Willkür, einen liebenden Willen in die scheinbare Gleichgültigkeit der Natur hineinzutragen, weil er nach seiner ganzen Anlage nicht anders kann; darum wird diese Stütze der Sittlichkeit auch nach dem Erlöschen des sittlichen Triebes nie den Dienst versagen. Auch der sogenannte Materialismus überschreitet die Grenzen aller Erfahrung, sogar schlimmer als es der Idealismus je vermöchte; auch er ist nur eine Annahme und wird von seinen Verfechtern im Sinne einer sittlichen Weltordnung gedeutet, die nur mit der natürlichen irgendwie zusammenfielen; was ebenso unbeweisbar ist, wie die Dogmen der christlichen Kirche. Der himmlische Vater läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Hiob verliert alles, was er hat und liebt, und ist doch der Gerechten einer, und seine Prüfung bringt ihn zu der Einsicht, daß die Tugend eben nur für den Menschen und nicht für das Leben, nicht für die leblose Natur gelte, daß „die Seligkeit in der Tugend selbst bestehe, und nicht der Lohn der Tugend sei.“ der herrliche Satz, in dem auch Spinozas Ethik gipfelt. (Beatitudo non est praemium virtutis, sed virtus ipsa.) Jede Annahme, die darüber hinausgeht, ist nur eine Bestätigung des erwähnten Satzes, daß der Mensch lieber hofft als fürchtet. Alle spekulative Philosophie gründet sich zuletzt auf eine solche Hoffnung, die sie mit dem jeweiligen Stande der Erfahrung in Einklang zu bringen sucht, jede enthält mehr oder minder versteckt einen Glauben, der keiner Beweisführung Stich hält, aber stärker als alle Beweise auf das Handeln der Gläubigen wirkt.

Das Gefühl eines inneren Zwanges, das wir je nach den Umständen Gewissen, Pflichtgefühl oder Reue nennen, wird also im Laufe der Zeit seine unbewußte Wirksamkeit einbüßen, ohne daß darum die Möglichkeit des sittlichen Handelns aufgehoben würde. Es bleibt vor allem die Nächstenliebe durch die Naturnotwendigkeit, den Überschuß an Lebenskräften nach außen zu entladen und anderen mitzuteilen; an die Stelle der Antriebe, welche dem gesellschaftlichen Herkommen entstammen, treten Ersatzmittel, welche alle im Bewußtsein des Handelnden auftreten und dadurch zwar das rätselhafte Gepräge verlieren, welches der Thatsache des inneren Zwanges anklebte, aber dafür eine bestimmtere Richtung auf das Wohl der Gesamtheit und des Einzelnen haben. Die Sittenlehre, bislang nur in religiösem Gewande verbreitet, wird eine selbständige Stellung beanspruchen und als Willensantrieb wirksam werden; die fortschreitende Beredelung des Lebensgenusses wird eine fortschreitende Annäherung der Menschen aneinander und eine entsprechende Rücksichtnahme aufeinander hervorrufen; selbst eine völlige Hingabe des eigenen an fremdes Leben ist durch die Lust am Wagnisse und das Bedürfnis eines überfülllichen Glaubens gewährleistet, — zumal die vernünftige Überlegung eine nutzlose Vergewandlung des eigenen Lebens und die unberechtigte Verwandlung des Glaubensbedürfnisses in einen Glaubenszwang verhindern muß. So gefahrdrohend die Aussicht auf eine Abschwächung des Pflichtgefühls auf den ersten Blick auch erscheinen mag, ist sie doch ein notwendiger und nicht einmal ein schädlicher Vorgang. Der menschlichen Würde ziemt es besser, bewußt zu wollen, als nach blindem Triebe blind zu handeln. Die Entwicklung der Sittlichkeit, wie der Menschheit überhaupt, ist in beständigem Fortschritte begriffen; Uebelstände der Übergangszeit von einer Stufe zur anderen dürfen nur vorübergehend den Schein des Gegenteils erwecken. Die Zukunft liegt vor, nicht hinter uns.

Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde.

Dr. Gregor Rejmer.

III.

Elektrodiagnostik.

Unter Elektrodiagnostik versteht man die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde zu diagnostischen Zwecken. Auch hier muß analog wie bei der Elektrotherapie hinzugefügt werden, daß die Elektrodiagnostik als solche eine selbständige Wissenschaft ist, und daß außerdem noch die Elektrizität zu diagnostischen Zwecken, z. B. zur Beleuchtung, in Gebrauch gezogen wird. Wir wollen zunächst die Elektrodiagnostik als solche näher betrachten.

Bereits oben haben wir die sogenannten motorischen Punkte erwähnt. Es sind das diejenigen Stellen der Oberfläche des Körpers, wo die motorischen Nerven am besten der elektrischen Reizung zugänglich sind, d. h. wo sie der Oberfläche nahe treten. Reizung bestimmter Nerven von diesen Punkten aus mit der Kathode, während die Anode an einer anderen beliebigen Stelle z. B. dem Brustbein aufgesetzt wird, bewirkt Weiterleitung des Reizes durch den motorischen Nerven und Kontraktion des von demselben versorgten Muskels. Am besten eignet sich zu diesen Untersuchungen der oben beschriebene Induktionsapparat. Der galvanische Strom ist zu diagnostischen Zwecken ebenfalls verwendbar, nicht aber die Franklinisation. Bleibt an einer Stelle eines Nerven ein Reiz wirkungslos, während er etwas entfernt davon normale Muskelkontraktion auslöst, so ist erstere als erkrankt anzusehen, und es kann auf diese Weise die erkrankte Stelle des Nerven festgestellt werden. Hierbei kommen verschiedene beachtenswerte Momente in Be-

tracht. Die Stärke des anzuwendenden Stromes kann sehr verschieden sein, da die Nerven verschieden zur Oberfläche liegen, und daher verschiedene Leitungswiderstände vorhanden sind. Es braucht daher an manchen Stellen noch nicht als krankhaft aufgefaßt zu werden, daß ein stärkerer Strom anzuwenden ist, um eine ebenso starke und schnelle Muskelzuckung zu erzielen wie an anderen Stellen. Im übrigen wissen wir über das Verhalten der Erregbarkeit verschiedener Nerven noch nichts Genaueres. Von Wichtigkeit sind außerdem die Stromeschwankungen, da aus bestimmten Gesetzen und Untersuchungen folgt, daß der konstante Strom im allgemeinen nicht während seiner Dauer erregt, sondern daß seine Schwankungen erregen. Die Stromschwankungen bestehen in Schließung und Öffnung des Stromes. Die Stromschließung erreicht man durch den Stromwender. Die Dichtigkeitschwankung des Stromes ist direkt proportional der Stromstärke, die durch Vermehrung der Zahl der eingeschalteten Elemente gesteigert wird. Unter diesen Umständen entsteht nun immer zuerst eine Zuckung eines Muskels dann, wenn die Kathode sich an den ihn versorgenden Nerven befindet. Diese erste Reaktion des Stromes ist die Kathodenschließungszuckung (Ka S Z). Verstärkt man den Strom, so entstehen zwei neue Reaktionen, die Anodenschließungszuckung (An S Z) und die Anodenöffnungszuckung (An O Z), während die Stärke der Ka S Z größer wird und schließlich bei noch weiterer Verstärkung zu einem völligen Tetanus, Kathodenschließungstetanus (Ka S Te) führt. (Unter Tetanus versteht man einen Zustand des Muskels, bei welchem die einzelnen Bewegungsreize in so schneller Aufeinanderfolge eintreten, daß der Muskel nicht mehr zur Erschlaffung gelangt, sondern in einer ununterbrochenen Zusammenziehung verharrt, während sonst mit Aufhören des Reizes auch die Kontraktion des Muskels aufhört.) Eine noch beträchtlichere Schwankung der Dichtigkeit des Stromes wird durch Wendung desselben erreicht, die unter Vermeidung jeder Stromesunterbrechung erzielt werden muß. Man verfährt bei der elektrischen Untersuchung so, daß man hauptsächlich bei Erkrankungen, die eine Körperseite betreffen, zuerst die gesunde Seite prüft. Abweichungen in der elektrischen Erregbarkeit kommen besonders bei — peripherischen — Lähmungen und Zuständen von Muskelschwund vor, ebenso Abweichungen von dem oben entwickelten Zuckungsgesetz. Die Abweichungen sind entweder quantitativ oder qualitativ-quantitativ. Bei ersteren ist eine Steigerung oder Herabsetzung der elektrischen Erregbarkeit vorhanden, während bei den letzteren neben der Veränderung in der Quantität eine Änderung des Wesens der Zuckung besteht. Es stellte sich im Verlaufe späterer Versuche hierbei heraus, daß die Erregbarkeit für den faradischen Strom in einem Nerven aufgehoben sein kann, während sie für den galvanischen erhöht ist, daß ferner eine Änderung des Zuckungsgesetzes entsteht, so daß eine Umkehr der Stromesformel eintritt. Diesen Zustand hat man als Entartungsreaktion bezeichnet, welche entweder eine vollkommene oder partielle sein kann. Die Entartungsreaktion findet sich bei zahlreichen Nervenkrankheiten, bei Verletzungen von Nerven durch Verwundung, Quetschung u., nach akuten Infektionskrankheiten, und ist stets als Zeichen einer anatomischen Veränderung des Nerven bezw. Muskels aufzufassen, welche schneller Wiederherstellung nicht fähig ist.

Nicht nur die elektrischen Verhältnisse der motorischen Nerven und Muskeln sind bei den verschiedensten Krankheiten sehr verschieden und daher für deren Diagnose von bedeutendem Werte, sondern auch bei den sensiblen und Sinnesnerven ist die Elektrophysiologie und -pathologie eine bemerkenswerte, daß ich ihr, wenn auch nur wenige Worte widmen will. Die Hautempfindung für den faradischen Strom ist eine prickelnde, für den galvanischen eine brennende. Die Untersuchung der Hautsensibilität ist ebenfalls für viele Erkrankungen von Bedeutung und liefert sehr wichtige Ergebnisse. Sie wird mit trockenen metallischen Elektroden, am besten Pinsel oder Zirkelspitzen, ausgeführt. Der metallische Zirkel ist am hölzernen Handgriff befestigt. Die elektrische Empfindlichkeit für die beiden

Zirkelspitzen ist bei gleichbleibenden Rollenabständen des Induktionsapparates für alle Körpergegenden die gleiche. Das Zuckungsgeßetz der sensiblen Nerven entspricht dem der motorischen. Der elektrische Geschmack, welcher nur für den galvanischen Strom vorhanden, ist an der Kathode bitter, an der Anode sauer. Er tritt nicht nur hervor, wenn die Zunge oder Mundschleimhaut direkt berührt wird, sondern auch bei Berührung der Schläfe, der Wangen, besonders des Nackens. Der Gehörnerv ist für den induzierten Strom nicht reizbar, hingegen für den galvanischen. Die Reizung des Nerven geschieht innerlich vom Trommelfell aus, oder äußerlich, indem man eine Platten-elektrode auf das geschlossene Ohr aufsetzt. Auch bei Gehörnerven hat man bestimmte Formeln für die verschiedenen Reaktionen, welche der elektrische Strom hier bewirkt, aufgestellt. Anomalien der Formel deuten jedenfalls auf ein irgendwie den Nervenapparat betreffendes Gehörleiden. Die elektrische Untersuchung des Seh- und Nerven ergibt ebenfalls bestimmte Formeln, jedoch ist eine erhebliche praktische Anwendung derselben bis jetzt wenigstens noch nicht geschehen.

Diese ganz kurzen Andeutungen aus dem Gebiete der Elektrodiagnostik sollen zeigen, ein wie unendlich schwieriges und individuell schwankendes Feld für Beobachtungen hiermit gegeben ist, und daß große Umsicht und Sachkenntnis erforderlich ist, um die einzelnen aus den Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse auseinander zu halten und andererseits zu einem Ganzen zu gruppieren.

Eine weitere Verwendung der Elektrizität zu diagnostischen Zwecken besteht im Gebrauch der

elektrischen Beleuchtung,

sowohl der Körperoberfläche als der verschiedenen, von außen leicht zugänglichen Körperhöhlen. Zur einfachen Erleuchtung oder Beleuchtung an Stelle des gewöhnlichen oder reflektierten Tageslichtes benutzt man das bekannte elektrische Glühlicht und zwar in Form einer kleinen Edison-Glühlampe von ungefähre Erbisen- bis Haselnußgröße, welche in einem kurzen Metallcylinder aufgehängt ist, welcher vorn mit einer Linse, hinten mit einer Metallplatte verschlossen ist. Das Licht wird auf diese Weise von der Platte reflektiert und dadurch, daß es die Linse passieren muß, noch verstärkt. Man kann diesen Cylinder mit einem Stativ verbinden und das Glühlicht als einfache Beleuchtungslampe benutzen, indem man bei der Untersuchung den Ständer mit der einen Hand leitet, oder aber, um beide Hände frei zu haben, den Cylinder drehbar an einer Stirnbinde, wie einen sonst gebräuchlichen Beleuchtungsspiegel befestigt. Die Leitungsfäden von der Batterie werden in Knöpfen, die an beiden Seiten des Kopfes angebracht sind, an der Stirnbinde befestigt, und verlaufen von hier zu den beiden Ansätzen des kleinen Glühlämpchens. Man hat den Cylinder auch an großen Stativen angebracht, welche bequem auf dem Fußboden und im Zimmer an beliebigen Orten aufgestellt werden können. Zur elektrischen Beleuchtung des Kehlkopfs hat man einen gewöhnlichen Kehlkopfspiegel, bei welchem der Spiegel am Stiel in einem Winkel von etwa 135° angebracht ist, genau in diesem inneren Winkel mit einem kleinen Glühlämpchen versehen. Der Strom, welcher den Draht des Lämpchens erglänzen macht, wird im Augenblick geschlossen, wo man auf einen an dem hölzernen Griff des Kehlkopfspiegels angebrachten Knopf drückt, welcher die beiden gesondert verlaufenden metallenen Leitungsdrahte metallisch miteinander verbindet. Der Spiegel wird eingeführt, dann durch Druck die Beleuchtung in Gang gesetzt. In ähnlicher Weise hat man Spiegel zur Beleuchtung des Auges und des Ohres konstruiert. An dem Halter befindet sich, auf demselben Wege zum Glühen zu bringen, das Lämpchen. In einiger Entfernung davon, im Winkel von etwa 120° ist ein in der Mitte mit einer runden Öffnung versehener Reflektor angebracht. Auch sehr einfach zum Gebrauch ist ein Zungenhalter, welcher im rechten Winkel gegen seinen Griff gebogen, die Zunge bequem herabzudrücken gestattet. An der der Zunge nicht aufliegenden Seite des Spatels ist ein Lämp-

chen befestigt, welches ebenfalls durch Fingerdruck am Holzgriff in Thätigkeit versetzt wird und das gesamte Mundinnere beleuchtet.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Beleuchtung der inneren Körperhöhlen entgegenstellten, waren ganz gewaltige und hingen von verschiedenen Umständen ab, die teils technischer Natur waren, teils aber auch sich nach der Lage und Gestaltung der einzelnen zu beleuchtenden Organe richteten. Man hat jetzt Apparate zur Beleuchtung aller von außen auf natürlichem Wege erreichbarer Körperhöhlen angefertigt. Als Beispiel für alle will ich den Apparat zur Beleuchtung des Magens näher beschreiben; die Werkzeuge zur Beleuchtung der anderen Organe sind von diesem nur nach der jeweiligen Lage und Form des Körperteils, zu dessen Untersuchung sie dienen, unterschieden; die Art der Lichtzuführung und Abführung ist bei allen die analoge. Die schnelle Erwärmung der umliegenden Teile, welche die Lichtquelle verursacht, hat viele Versuche verursacht und schließlich die Untersuchungsapparate recht kompliziert gestaltet. Das Instrument ist röhrenförmig, im unteren Drittel in einem Winkel von 150° abgebogen. Die innere Einrichtung der Röhre ist derartig, daß das mit einem trichterförmigen Ausläufer versehene Rohr mit drei Kanälen versehen ist, von denen jeder mit einem außen anmündenden Ansatzstück versehen ist. Zwei der Kanäle stehen miteinander an der Spitze in Verbindung, der dritte dient zur Aufnahme des selbst isoliert verlaufenden silbernen Leitungsdrahtes. Mit diesem Draht steht unten die Glühföhre in Verbindung. Die beiden Ansatzstücke der miteinander kommunizierenden Abteilungen werden mit Gummischläuchen versehen, und der eine von ihnen mit einem Wasserleitungshahn in Verbindung gesetzt. Das kühle Wasser strömt dann ununterbrochen durch das Werkzeug hindurch und fließt durch das zweite Ansatzstück sofort wieder ab; hierdurch wird eine schädliche Erhitzung der Röhre verhindert. Durch das dritte Ansatzstück ist der erwähnte Silberdraht mit der Batterie in Verbindung; doch ist hier nach außen eine Vorrichtung angebracht, welche es gestattet, die Platinschlinge erst nach der Einführung des Instrumentes ins Glühen zu versetzen. Die Platinschlinge liegt in einem einige Centimeter vom Ende des Instrumentes entfernten Ausschnitt, welcher außen durch eine genau passende Glasplatte verschlossen ist. Gleich hinter der Spirale ist ein rechtwinkliges Prisma eingesetzt und dementsprechend an der Umbiegungsstelle ein zweites Prisma, wodurch das Bild des untersuchten Magenstückes bis zur vorderen Trichteröffnung des Instrumentes projiziert wird. Um letzteres herum zieht sich noch ein sehr feiner Kanal, an welchem oben ein seitlicher Ansatz mit einem Kautschukdoppelgebläse angefügt ist. Am Ende des Rohres endigt der Kanal in einem feinen Schlitze, durch den der Magen zur Untersuchung mit Luft ausgeblasen werden kann, was für die Beleuchtung außerdem notwendig ist. Damit nun das Glasfenster beim Einführen des Instrumentes in den Magen nicht beschmutzt wird, ist es durch einen Schieber gedeckt, welcher durch eine ebenfalls am Vorderteil des Instrumentes angebrachte Vorrichtung nach der Einführung von seiner Stelle verschoben werden kann. Ein Vergrößerungsglas am Oberteil dient zur Vergrößerung des Gesichtsfeldes, und zwei Marken am Handgriff zur Orientierung, in welcher Richtung sich der Schnabel befindet. Die Knickung des Instrumentes ist nötig, da die Speiseröhre längs der Konkavität der Wirbelsäule entlang verläuft. Die Einführung des Instrumentes erfordert natürlich große Übung und genaue Kenntnis des anatomischen Baues der betreffenden Teile; sie wird am besten erst an der Leiche eingeübt. Daß die elektrische Beleuchtung der einzelnen Organe große Vorteile darbietet, ist unzweifelhaft; ihre bisherigen Nachteile sind, daß die dazu vorhandenen Instrumente, wie die eben gegebene Beschreibung wohl zeigt, zu kompliziert und daher auch zu kostspielig sind. Hoffentlich ist die Zeit ihrer Vereinfachung im Jahrhundert des elektrischen Lichtes nicht mehr fern. Die

elektrische Durchleuchtung

ist bei einigen Organen recht erfolgreich ausgeführt worden, und zwar am Magen, Kehlkopf, den Gesichtsknochenhöhlen. Die Durchleuchtung des Magens ist jüngst aus Amerika beschrieben worden. Die Durchleuchtung des Kehlkopfs und der Gesichtshöhlen ist bereits seit längerer Zeit im Gebrauch, jedoch erst in den letzten Jahren wieder zu allgemeiner Geltung gekommen, da die Untersuchungsmethode vielfach nur für eine elegante Spielerei gehalten wurde. Zur Durchleuchtung kann man sich bequem des oben beschriebenen Zungenspatels bedienen; das Untersuchungszimmer muß vollständig verdunkelt sein. Die elektrische Glühlampe wird an verschiedenen Stellen des Kehlkopfs angelegt und bewirkt hiernach eine verschieden starke Durchleuchtung desselben. Bei der elektrischen Durchleuchtung der Gesichtsknochen, welche besonders in Betracht kommt, um Geschwülste oder Flüssigkeitsansammlungen in den Gesichtshöhlen festzustellen, nimmt der Patient die Lampe in den Mund, nachdem die metallenen Teile zur Isolierung mit einem nassen Tuche umwickelt sind. Läßt man die Lampe dann erglühen, so kann man das Gesicht bis zu den Augen durchleuchtet sehen.

Die Elektrizität bezw. das Telephon hat man noch benutzt, um die Töne des Pulses, des Herzens, der Muskeln zur Anschauung zu bringen; jedoch erfreuen sich die zu diesem Zwecke angefertigten Apparate keines ausgedehnten wissenschaftlichen Gebrauchs. Außerdem wurde die Elektrizität bisher zu kriegschirurgischen Zwecken in Anwendung gezogen, nämlich zum Suchen und Auffinden der Geschosse in den Schußwunden. Die hierzu angegebenen Instrumente beruhen darauf, daß metallene Sonden, deren Griffe mit einer Batterie in Verbindung stehen durch ein zwischen ihren Knöpfen befindliches Metallstück (das Geschos) eine geschlossene Kette darstellen. Schaltet man zwischen Batterie und Sonde eine kleine elektromagnetische Klingel oder Magnetnadel ein, so wird der Schluß der Kette, d. h. die Berührung des von der Sonde gefundenen Geschosses, durch das Klingeln oder den Ausschlag der Magnetnadel angezeigt. Der Apparat dürfte jetzt wohl nur noch sehr selten oder gar nicht mehr zur Anwendung gelangen, da dank der antiseptischen Wundbehandlung das Suchen der Kugeln und Sondieren der Wunden zu diesem Behufe gänzlich in Fortfall kommt. Hat ein Geschos getroffen, und befindet sich irgendwo im Körper, so bleibt es, wenn es nicht so oberflächlich sitzt, daß es unmittelbar ohne Sondierung und Erweiterung des Schußkanals entfernt werden kann, einfach liegen. Die Wunde wird nicht sondiert, befüßt u., sondern streng antiseptisch behandelt und verbunden. Die Kugel kann als Fremdkörper, ohne weitere Beschwerden zu verursachen, reaktionslos und aseptisch einheilen. Macht sie später Beschwerden, so ist es dann noch immer an der Zeit, sie zu entfernen. Das Erweitern und Sondieren der Schußkanäle auf dem Schlachtfelde und ersten Verbandplatz bewirkt nur, daß Unreinlichkeiten in die Wunden gebracht werden, und sicherlich beruhte eine große Anzahl von Wundfiebern und anderen accidentellen Wundkrankheiten in früheren Kriegen auf dieser in unserer antiseptischen Ära gar nicht genug zu tadelnden Unsitte. Auch hierin hat unser Jahrhundert einen glänzenden Fortschritt durch Joseph Lister's unsterbliches Werk gemacht. Es steht zu hoffen, daß die Früchte desselben in einem nächsten, d. h. noch recht fernem, Kriege zahlreichen Verwundeten zum Segen gereichen werden.

Zum Schluß sei noch einer in allerjüngster Zeit auf elektrotechnischem Gebiete gemachten Erfindung gedacht, welche besonders für Ärzte in Großstädten viele Annehmlichkeiten mit sich bringen dürfte. Alle die bisher geschilderten Anwendungsarten der Elektrizität erfordern den Gebrauch sehr verschiedenartiger Batterien, die aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt sind. Für die Galvanokautik und Glühlicht sind einige wenige große Elemente mit sehr großen Metallplatten gebräuchlich; hier findet auch eine sehr schnelle Abnutzung der Elemente statt. Die Elektrolyse und die Elektrophotherapie und -diagnostik bedingen zahlreiche kleine Elemente. Man hat bereits vor Zeiten versucht, alle diese verschiedenen Stromesarten von einer einzigen Quelle erzeugen und von

einem Apparat aus in Thätigkeit treten zu lassen; stets jedoch scheiterte dieser Plan an technischen Schwierigkeiten. Man könnte die Elektrizität von Dynamomaschinen herstellen lassen, welche ihrerseits durch Wasserleitung, Gas oder Handbetrieb (Wasser-, Gas-, Handmotoren) in Wirksamkeit gesetzt werden. Die hierdurch gelieferten Ströme haben aber für manche Anwendungsarten des Stromes nicht genügend große Spannung, und es ist daher als ein weiterer Fortschritt zu bezeichnen, daß es gelungen ist, in Berlin die von den Berliner Elektrizitätswerken gelieferte Elektrizität allen verschiedenen Anwendungsarten in der Heilkunde nutzbar zu machen. In einem einzigen Tische, welchem der elektrische Strom von der Stromleitung mittels einfachen Kabels zugeführt wird, befinden sich die verschiedenen notwendigen Widerstände, Rheostaten und andere Apparate angebracht. So ist es ermöglicht, von einem kastenförmigen Apparate aus die Elektrizität für alle Zwecke zu verwenden. Es ist damit zugleich der ungeheure Vorteil verbunden, daß die sonst so lästige Erneuerung der Elemente unnötig und ein Versagen des Stromes, sonst keine Seltenheit gerade im Augenblick des Gebrauchs, so gut wie ausgeschlossen ist. Durch eine einfache Stöpselvorrichtung kann man sich jederzeit den gewünschten Strom in beliebiger Stärke und von stets gleich bleibender Konstanz zur Benutzung herstellen. Natürlich kommt diese Bequemlichkeit nur denjenigen Ärzten zu gute, welche in Städten oder Straßen wohnen, welche mit Kabeln zur elektrischen Beleuchtung versehen sind. Vielleicht ist es doch in Zukunft möglich, durch passende sinnreiche Vorrichtungen auch die von Wasser- oder Gasmotoren erzeugten elektrischen Ströme zum Gebrauch in der Heilkunde geeignet zu machen. Außer den eben genannten Vorzügen ist noch die Konstanz des Stromes und die Billigkeit des Verbrauchs — allerdings nicht der Anlage — bei den neuen Apparaten hervorzuheben.

Musiker-Typen.

Vier Normal-Biographien von Moriz Moszkowski.

I.

Johann August Gottlieb Lindemayer wurde am 2. Februar 1834 in Klein-Pustewitz bei Brake im Lippe'schen geboren. Sein Vater besaß selbst das Amt eines Organisten und leitete die musikalische Ausbildung seines Sohnes, dessen außerordentliches Talent sich bereits im fünften Jahre bemerkbar machte, bis zu dessen Einsegnung. Durch ein ihm vom Fürsten zu Lippe gewährtes Stipendium von fünfzehn Thaler jährlich wurde letzterer nun in den Stand gesetzt, nach Detmold überzusiedeln, wo er die Unterweisung des vortrefflichen Hofmusikus Rautenbrecher genoß, welcher den strebsamen Jünger im Klavier-, Violin- und Cellospiel, sowie auch im Generalbaß und einfachen Kontrapunkt mit so gutem Erfolge unterrichtete, daß derselbe bereits nach zwei Jahren eine erfolgreiche Konzertreise durch den ganzen Nordwesten des Fürstentums unternehmen konnte. Die Einnahmen dieser Tournee setzten Lindemayer nunmehr in den Stand, in Berlin unter Rungenhagen und Dehn zwei weitere Jahre dem Studium des doppelten Kontrapunkts und achtstimmigen Satzes obzuliegen, nach deren Ablauf er einige Motetten, Psalmen, Sonaten, sowie das Oratorium „Bonifacius“ schrieb, welche Werke indes keinen Verleger fanden. Durch das Ausbleiben äußerer Anerkennung um so mehr gereizt, schuf Lindemayer in den nächsten zehn Jahren noch eine große Anzahl leider unbeachtet gebliebener Vokal- und Instrumentalwerke, und erhielt alsdann im Jahre 1864 in Folge warmer Empfehlungen seitens Taubert's, Doris, Broßigs, Hillers und Reinedes die Stelle eines Kantors an der protestantischen Pfarrkirche zu Naumburg, in welcher Stadt er fünfzehn Jahre hindurch den jenseitsreichsten Einfluß auf das dortige Musikleben ausübte. Mächtig angeregt von

dem Einflusse Wagners, Liszts und anderer Häupter der neu-deutschen Schule wandte er sich nun auch der dramatischen Komposition zu und schrieb die Opern „Gudrun,“ „Kriemhild,“ „Ingeborg,“ „Thunar“ und „Heindal,“ welche in Weimar, Koburg, Strelitz u. s. w. zur Aufführung gelangten und freundlich abgelehnt wurden. Thatkräftige Förderung fanden Lindemayers Werke namentlich durch den „Allgemeinen deutschen Musikverein,“ welcher sie in seinen Konzerten wiederholt, wenn auch mit wechselndem Mißerfolge, zu Gehör brachte. Auch als geistvoller Musikschriftsteller hat sich Lindemayer durch eine Broschüre: „Philosophisch-ästhetische Beiträge zu einer vergleichenden Psychologie des musikalischen Ethos in Wagners Nibelungen“ bekannt gemacht. Seit einigen Jahren ist Lindemayer nach Insterburg übergesiedelt, wo er als gefürchteter Komponist und Kritiker eine hervorragende Stellung einnimmt.

II.

Jacques Anatole D  maret, geboren im Jahre 1840 in Month  ry (Seine et Oise) als der Sohn eines Gew  rzkr  mers, kam in seinem fünfzehnten Jahre nach Paris, um sich dort auf das Studium der Rechte vorzubereiten. Seine ausgesprochene Neigung zur Musik ließ ihn aber sehr bald der Jurisprudenz untreu werden, nachdem sein pianistisches Talent in einigen Salons der Hauptstadt Aufsehen erregt hatte. Zum Zwecke gründlicher musikalischer Ausbildung trat er nun in das Konservatorium ein, wo er im Klavierspiel Schüler von Marmontel wurde und Kompositionsunterricht von Reber und Bozjin erhielt. Nachdem er in Besitz des premier prix de piano, de fugue et de composition gelangt war, erhielt er schließlich noch den grand prix de Rome und einige Zeit darauf den prix de la ville de Paris und den prix Rossini. 1868 führte er in St. Sulpice eine Messe des morts auf, welche ihm die Ernennung zum Chevalier de la l  gion d'honneur einbrachte. Nun folgte 1869 eine *«Hymne à l'empereur,»* 1870 *«Hymne à la guerre,»* 1871 *«Hymne à la paix,»* und 1872 *«Hymne à la république.»* Eine große Oper *«Vercing  torix»* fand bei ihrer ersten Aufführung den Beifall der Kenner, konnte aber nicht zu Ende gespielt werden. Ähnlich erging es den darauf folgenden Opern: *«Alarie,»* *«Charles XII,»* und *«La reine Adalgise.»* Einen ungeheuren Erfolg hingegen erzielten die späterhin im Th  atre de la Gaite   zur Aufführung gebrachten Operetten: *«Machin et chose,»* *«La petite Pouponne,»* *«Le colonel Patapouf,»* *«Gouce et Cie.»* Seit 1878 ist D  maret Officier de la l  gion d'honneur und lebt gänzlich zurückgezogen auf seinem Gute in Auteuil bei Paris.

III.

Luigi Salvatore Battista Amilcare Caldoni erblickte das Licht der Welt in dem kleinen Städtchen Genzano unweit Roms. Sein Vater betrieb daselbst einen kleinen Gem  schhandel und ertappte eines schönen Tages seinen achtjährigen Sohn, als dieser gerade auf einer dem Vater entwendeten und von ihm zur Mandoline umgestalteten Melone seine Lieblingsmelodien spielte. Die Prügel, welche dem kleinen Amilcare für sein Vergehen zu teil wurden, kühlten indessen seine musikalische Leidenschaft nicht ab, und da er nicht mehr Melone spielen durfte, sang er desto mehr und hatte hierbei das Glück, von einem künstlerischer als sein Vater empfindenden Manne, dem Vater Nicolo, bemerkt zu werden. Diesen frappte die h  bliche Stimme, sowie die reine Intonation des Knaben derart, daß er ihn mentsgeltlich in der Musik unterrichtete, wobei sich das Talent Caldonis so überwiegend schnell entwickelte, daß der Vater endlich einwilligte, seinen Sohn ernstlich Musik studieren zu lassen. Caldoni kam nun nach Neapel, wo sich der gelehrte Mazzucato seiner auf das wärmste annahm und seine vollständige Ausbildung leitete. Der jugendliche Maestro schrieb jetzt auf Bestellung des Impresa Vambucci die komische Oper *«Pimpanello»* für den Karneval in Bologna. Diese Oper aber wurde durch die Tücke des dem Komponisten feindlich gesinnten Kapellmeisters bei der ersten Aufführung so ver-

hunzt, daß das Publikum sie niederzieschte, die Primadonna auf die Straße warf und dem Tenoristen zwei Kopfwunden beibrachte. Der Komponist mußte fliehen, brachte aber selbst später die nämliche Oper unter anderem Namen nochmals zur Aufführung und entlarvte so den schurkischen Kapellmeister, welcher alsdann vom Publikum getötet wurde. Caldoni, dessen Namen durch diese Affaire mit einem Schlage in ganz Italien berühmt geworden war, erhielt nun Bestellungen über Vorstellungen und komponierte im folgenden Jahre allein nicht weniger denn acht Opern für Bologna, Venedig, Rom, Florenz, Neapel, Genua, Mailand und Siena. Die bekanntesten unter diesen sind: *«I due Invalidi,»* *«Beatrice Corsini»* und *«Il ladro amoroso.»* Als Caldoni einige Jahre später nach Sicilien ging, um in Messina die erste Aufführung seiner Oper *«L'Abbate tradito»* zu leiten, wurde er auf der Reise von Räubern überfallen, welche ihn nicht eher freigaben, als bis er ihnen sämtlich Billets zur Premiere versprochen hatte. Bei der Aufführung seiner letztgenannten Oper lernte Caldoni auch die Sängerin Bagliatiti, seine nachmalige Gattin kennen, für welche er alle seine späteren Opern (92 an der Zahl) komponierte, von denen die letzten aber bereits eine Abnahme der Erfindungskraft verraten. Von der Leichtgläubigkeit des Schaffens Caldonis einerseits, aber auch von seiner grenzenlosen Zerstreuung andererseits spricht wohl am herbersten die Tatsache, daß er ein und denselben Operntext zweimal komponierte, weil er vier Wochen nach Fertigstellung seiner Arbeit glaubte, dieselbe noch vor sich zu haben. — In den letzten vierzehn Tagen hat der berühmt Maestro übrigens nichts mehr von sich hören lassen und scheint mithin in seiner kleinen Vaterstadt der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

IV.

Alexei Basilewitsch Ubjastakoff, geboren am 5. Juni 1841 in Kiew, ist der Sohn eines höheren russischen Staatsbeamten. Seine Mutter war eine vorzügliche Pianistin und galt namentlich als unübertreffliche Chopin-Spielerin. Ubjastakoff kam mit seinem fünfzehnten Jahre nach dem kaiserlichen Corps des Pages in Petersburg, um sich daselbst für seine militärische Carrière vorzubilden. Nach seiner Bef  rdernng zum Lieutenant machte er die Feldzüge in Transkaukasien mit, kehrte alsdann nach Petersburg zurück und veröffentlichte ein Streichquintett und eine Ouvertüre *«Katschka.»* Gleichzeitig wurde er Mitarbeiter an der chemisch-physikalischen Fachzeitung *«Uspiech»* und lernte in dieser Stellung den als Mathematiker hoch angesehenen Swiatkmatnikoff kennen, welcher auf seine ganze musikalische Richtung einen entscheidenden Einfluß gewann. Ubjastakoff schrieb nun seine sinfonische Dichtung *«Zgor,»* welche in der kaiserlich russischen Musikgesellschaft mit glänzendem Erfolge aufgeführt wurde und den Namen des Komponisten auch im Auslande bekannt machte. Im Jahre 1872 wurde Ubjastakoff als Docent der Fortifikations-Wissenschaft nach Moskau berufen, fiel aber beim Kaiser in Ungnade und wurde zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurteilt. Von Alexander III. später amnestiert, kehrte Ubjastakoff nach Moskau zurück und gründete daselbst mit dem Astronomen Bistatiewitsch und dem Historiker Wrzewionow eine Gesellschaft zur Hebung des russischen Volksgefanges, schrieb um dieselbe Zeit auch eine Oper *«Babuscha,»* deren Aufführung jedoch aus politischen Gründen verboten wurde. Großes Verdienst erwarb sich Ubjastakoff namentlich durch eine von ihm publizierte Sammlung kirgisischer Nationallieder und eine Denkschrift über die Reorganisation der kantschadalischen H  fen. Als Komponist gehört Ubjastakoff der extremsten neu-russischen Richtung an und hat seine Theorien hierüber in einer Broschüre niedergelegt, welche den doppelt verminderten Nonen-Accord als die tonische Basis der modernen russischen Musik bezeichnet. Im Jahre 1886 wurde Ubjastakoff vom Kaiser zum wirklichen geheimen Staatsrat ernannt und durch Verleihung des St. Amen-Ordens ausgezeichnet.

Das Lied vom Hemde.

Von
H. Selterich.

... In den abgenutzten Fingern führte eine emsige Näherin die Nadel; ihre Augenlider waren schwer, ihre Augen brannten. „Stich — Stich — Stich; Himmel erbarme Dich.“ Mit einer Stimme von schmerzlichster und rührendster Gewalt sang sie ein Lied vom Hemde.

Nähe — nähe — näh',
Wenn ich früh mit dem Hahn erwach,
Und nähe — nähe — näh',
Wenn die Sterne schauen durchs Dach;
Nähe — nähe — näh',
Bis Dein Kopf zu wibeln beginnt,
Nähe — nähe — näh',
Bis die Augen zu Ende sind,
Nähe — nähe — näh',
Dies ist der Saum, die Manschette,
Die Naht, die Naht, die Manschette, der Saum —
Bis Dein Haupt todmüde vornüberfällt
Und ich säume halb im Traum. — —

O Männer! Nicht Hemden sind es, die von Euch aufgebraucht werden, sondern die Lebensstage armer Personen. Mit doppeltem Faden näh' ich zugleich mit dem Hemde — an meinem Leichentuch. Mir bangt nicht vor dem Tode; dies Wesen aus schrecklichen Knochen wird mich nicht überraschen. Sein Anblick gleicht zu sehr dem meinen! Sein Anblick gleicht meiner Gestalt, die langes Fasten verzehrt hat; warum auch liehest Du's zu, Gott, daß Brot so teuer ist; und man nur das Fleisch und Blut umsonst hat? Und was ist der Lohn? Ein Bett von Stroh, eine Kruste Brot, der Tisch, der Stuhl, dies zerprungene Dach — und jene Wand vor mir, welche so weiß und nackernd ist, daß ich meinem Schatten danke, wenn er manchmal darauffällt!

Nähe — nähe — näh'. Im Licht des Demzembetags; mit krankem Herzen, Betäubung im Kopf und zerstochnen Fingern. Am Frühlingsmorgen; wenn unter meiner Dachtraufe brütende Vögel eingenistet sind und mir ihr sonnenglänzendes Gefieder zeigen, und mich mit der Leichtigkeit des Fluges, der Sonne und dem Frühling necken! O nur den Duft zu riechen von einer süßen Blume! Den freien Himmel mir zu Häupten und frisches Gras unter meinen Schritten zu denken! Nur für eine Stunde ... eine zeitraubende Befeligung von Hoffnungserschöpfen und Geliebwerden will ich ja nicht! Eine kurze Stunde möchte ich nur, um Zeit fürs Grämen zu haben.

Ein klein wenig Weinen, das würde mein Herz erleichtern können. Darf ich aber? Ich muß meine Thränen festhalten; denn jeder fallende Tropfen — schädigte die Arbeit! — In den abgenutzten Fingern führte eine emsige Näherin die Nadel ... Ihre Augenlider waren schwer, ihre Augen brannten ... „Stich — Stich — Stich; Himmel erbarme Dich.“ Mit einer Stimme von schmerzlichster und rührendster Gewalt sang sie: „Das Lied vom Hemde.“

Thomas Bod wurde 1798 geboren; er starb 1845. Seine Werke bringen entweder herzliche Freude oder ein trauriges Weinen hervor. Man möchte im Zweifel bleiben, ob sie den Zeitgenossen mehr Anlaß zum Weinen oder zur Heiterkeit geben.

Bods Leben stellt sich aus fortgesetzten Kämpfen gegen widrige Schicksale zusammen. Wenn es heroisch ist, unter Unglücksschlägen lebenswürdig zu verbleiben, wenn das Herz weint zu lächeln, und zu arbeiten, wenn die Gesundheit schlecht ist — dann wird man Thomas Bod den heroischen Menschen zählen dürfen. Die letzten zehn Jahre seines Lebens war er fortwährend von Sorgen umgeben. Ein Unfall, der von außen hereintraf, nahm ihm alle Subsidenen, er verzichtete darauf, seine Zuflucht zum Bankbruch zu nehmen, und zog es vor, dreifach

zu arbeiten, um sich seinen Verpflichtungen gewachsen zu zeigen. Schon aber war sein Körper von Anstrengungen überwältigt; der „song of the shirt“ entstand ein Jahr vor seinem Tode. Als er 1844 in der Weihnachtsnummer des „Punch“ erschien, war die Wirkung eine ungeheure durch das ganze Land hin; aber der Dichter legte sich ein paar Monate später zur ewigen Ruhe nieder und schlief auf dem Friedhof von Kensal Green von seiner irdischen Mühsal aus.

In der volkstümlichen Dichtung ist in ergreifender Weise das Elend zum Ausdruck gebracht worden, unter dem ein großer Teil der Frauen aus dem englischen Volke leidet. Als das vorliegende Gedicht zuerst in den Blättern gelesen wurde, ging ein Sturm des Mitleids durch das Land; eine große Bewegung entstand, Wohlthätigkeitsunternehmungen von nicht zu glaubender Ausdehnung nahmen von dem Gedicht ihren Ursprung. Die Wirkung desselben war eine derartige, daß man auf den Grabstein Bods kein besseres Lob zu setzen wußte als die positiven Worte: er sang the song of the shirt.

Exakte Naturnachahmung.

Von
Franz Servaes.

Der Geist Zolas beginnt gewaltig umzugehen in der deutschen Litteratur. Das doktrinaire Element, welches diesem sonst so echt gallischen Dichter beigemischt ist, bahnte ihm den Weg in die deutschen Köpfe. Es wird ja immer so bleiben, daß der Deutsche sich erst theoretisch tüchtig verschanzt haben muß, bevor er es wagt, mit schöpferischen Leistungen entschieden hervorzutreten. Heute hat Zola diese Schanzen gebaut, und junge deutsche Schriftsteller zeigen sich beflissen, sie so hoch aufzutürmen, daß die Kunst kaum dahinter hervorzugucken kann.

Man sieht Zola gegenüber, wie es scheint, nur zwei Wege: entweder ihn nachzuahmen, oder ihn zu übertrumpfen. Es gäbe auch noch einen dritten. Ihn zu bekämpfen! Doch davon später.

Eine Zeitlang plagte man sich mit der Nachahmung ab. So trug Krepser mit Stolz den Namen eines „deutschen Zola.“ Im jüngeren Nachwuchs dagegen begann sich etwas wie Nationalgefühl zu regen, es trat auch ein Gran von Kritik hinzu, und so kam man zu der Einsicht, daß uns mit der Nachahmung schlechtweg doch wohl nicht gedient sein könne. Indes hatte man Zola bereits zu sehr mit Haut und Haaren verschluckt, als daß man ihn so ohne weiteres wieder hätte von sich geben können. So blieb also nur der Weg des Übertrumpfens übrig.

Charakteristischerweise faßte man dies nicht von der produktiven Seite, sondern am theoretischen Zipfel an. Man fand den französischen Lehrmeister nicht ganz schlecht, aber man zieh ihn der Halbheit. Man nahm es ihm übel, daß er über Taine nicht hinausgekommen war, daß er, sei es aus Gedankenlosigkeit, sei es aus Zaghaftigkeit, noch das „alte Dogma“ unterschrieb: „In der exakten Reproduktion der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht.“

Arno Holz sieht in diesem Dogma nichts anderes als eine unbewiesene Behauptung. „Oder — irren wir uns? Hat sie schon jemand bewiesen?“ fragt er spitz. Man könnte gegenfragen, wer dieser „jemand“ überhaupt sein sollte, und ob denn allen Ernstes derartige „bewiesen“ werden könne? Ob man nicht vielmehr den Verlauf der Dinge darüber richten lassen müsse? Genug, Arno Holz sieht in jenem Dogma ein „Wachsklumpfen“, und er spreizt die Finger aus, um dasselbe zu zerquetschen.

Man beachte: Es handelt sich nicht um den einfachen

Begriff einer Reproduktion der Natur, sondern um den zusammengefügten und verschärften einer „exakten“ Naturnachahmung. In diesem „Exakt“ liegt das Neue, mit dem man über Zola hinauszukommen hofft. Es kann ohne weiteres zugestanden werden: Wenn man sich einmal fest auf Zolaschen Boden gestellt hat, dann ist diese Neuerung nichts anderes als eine richtig gezogene Konsequenz. Zola sagt ausdrücklich: „Die Dichtung war bis jetzt eine Kunst, sie muß eine Wissenschaft werden,“ und er glaubt mit diesem Axiom dem Geist der Neuzeit — fast möchte man schreiben „der Geisteslosigkeit der Neuzeit“ — gerecht zu werden. Er hatte Darwin und Laine und John Stuart Mill und den Physiologen Claude Bernard eifrig studiert, und es war sein lebhafter Wille, die daraus gewonnenen Anschauungen direkt für die Dichtung dienstbar zu machen. Mit der ihm eigenen, blind zutappenden Brutalität stieß er das neue Pflöpfreis in den alten Stamm hinein, daß die Säfte nur so spritzten. Daß die Verbindung eine unorganische war, sah er nicht, oder es bekümmerte ihn nicht. Er war der felsenfesten Überzeugung, einen neuen Baum gepflanzt zu haben, und er that alles, um dessen Wachstum zu fördern. Indes war er doch eine zu energische Subjektivität, es steckte zu seinem höchsten Schmerz zu viel echtes Künstlerblut in seinen Adern, als daß er mit einer Verwissenschaftlichung der Kunst — man verzeihe den Ausdruck, aber für eine häßliche Sache gehört sich auch ein häßliches Wort — wirklich Ernst machen sollte. Er bedurfte eines Hinterpförtchens, durch das ihm der Blick in das schöne alte Land geöffnet blieb. Dieses Hinterpförtchen fand er in dem ihm gleichfalls von der Wissenschaft gelieferten Begriff des „Temperaments.“ Zola selbst besitzt sehr viel Temperament, und er mag deutlich genug gefühlt haben, daß er es nicht abzuschütteln vermag. Somit erklärte er, daß der Dichter, bei all seinem Streben nach Objektivität und Wissenschaftlichkeit, die Dinge doch immer durch sein Temperament anschauet. Dies heißt in grobem Deutsch nichts anderes als: Es ist purer Schwindel mit der ganzen Wissenschaftlichkeit in der Kunst, weil der dumme Künstler aus seiner Haut nicht heraus kann.

Wir Deutschen sind ein kühleres Volk als die Franzosen. Wir haben kein so lebhaftes Temperament, und wir haben engere Beziehungen zur Wissenschaft. Uns wird daher das Temperament weniger stören, wenn wir einmal mit einer Verwissenschaftlichung der Kunst Ernst machen wollen. Insofern weist die Verschärfung, welche Arno Holz der Zolaschen Lehre hat angeeignet lassen, ein entschieden nationales Gepräge auf. Wenn einmal Wissenschaft, dann auch ganze Wissenschaft! Und wenn Naturnachahmung, dann auch exakte Naturnachahmung! Mit seinem Freunde Johannes Schlaf zusammen hat Arno Holz diese theoretische Konsequenz systematisch und methodisch auf das Gebiet der Produktion übertragen. Nach einigen minder sicheren Anläufen haben sie vor kurzem in der „Freien Bühne“ eine „Berliner Studie“ veröffentlicht, der man eine strenge und rücksichtslose Anwendung des neu aufgestellten Lehriaktes nachrühmen muß. In der Darstellung herrscht absolute Temperamentlosigkeit; eine Fülle kleiner und kleinster Beobachtungen wird mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zusammengetragen und zu kleinen, meist recht anschaulichen Bildchen formiert. Einen eigentlichen Inhalt hat die Studie nicht. Ein paar Leute aus dem Volk sitzen in einer Küche, vier Treppen hoch, zusammen, unterhalten sich im Dialekt und warten auf die Herstellung von Kartoffelpufferten. Nachdem dieselben fertig sind, essen sie sie auf. Dazwischen brüllt ein Student im Nebenzimmer Lieder, und prügeln sich auf dem Hofe ein Mann und eine Frau. Es ist weder ein Anfang noch ein Ende, noch eine Mitte da; sondern man sieht das Stück von einem Faden, der nach vor- und rückwärts bis ins Endlose fortgesponnen werden kann. Da der Studie ein Mittelpunkt fehlte, so befanden sich die Verfasser in eigentümlicher Verlegenheit betreffs der Wahl eines Titels. Sie kündigten an: „Alle Stopelke,“ was nicht ganz zutreffend gewesen wäre, und sie ließen dann drucken (vermutlich mit Rücksicht auf die Starwoche):

„Die papierne Passion,“ was völlig unzutreffend ist. Konsequenterweise hätten sie auf einen Titel, als konventionellen Kram, ganz verzichten müssen.

Ich möchte nicht ungerecht gegen die keineswegs unbegabten, und jedenfalls ernst vorwärts strebenden jungen Verfasser sein, und gestehe daher willig zu, daß gegen eine solche „Studie“ an sich nicht das mindeste einzuwenden ist. Die „Andacht zum Unbedeutenden“ wußte Wilhelm Scherer an Jakob Grimm zu rühmen, und es findet sich von dieser echt deutschen Eigenschaft auch etwas bei Arno Holz und Johannes Schlaf. Doch könnte die Andacht immerhin größer und das Unbedeutende geringer sein. Ich gestehe weiter zu, daß durch fleißige und selbstlose Beobachtungen dieser Art die Ausdrucksmittel der Kunst mit der Zeit eine ansprechende Erweiterung erfahren können. Ich möchte auch die jungen Verfasser in ihrem Wege keineswegs irre machen — ins gelobte Land der Kunst, wie nach Rom, führen viele Wege — ich möchte ihnen nur eine größere Bescheidenheit anempfehlen. Sie brauchen ja deshalb keineswegs gleich zu „Lumpen“ zu werden, aber sie sollten sich doch auch nicht so gebärden, als ob sie das Geheimnis der Zukunftsdichtung erschnappt hätten. Ihre theoretischen Anschauungen beruhen, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, auf der sinnlosen Ausbeutung eines Trugschlusses. Mit „Konsequenz“ allein läßt sich in der Kunst nichts erreichen. Der Künstler muß den Mut der Inkonsequenz haben, sonst schneidet er sich selbst die Lebensluft ab. Sein Element ist die Anschauung und nicht die logische Deduktion.

An Anschauung fehlt es ja unseren beiden Dichterjünglingen keineswegs; doch haben sie sich durch ihre logischen Deduktionen in der Freiheit derselben ungebührlich einschränken lassen. Sie schauen nur mit den Augen des Körpers, aber nicht mit den Augen des Geistes an. Sie wagen es gar nicht, etwas zu schildern, das sie nicht exakt beobachtet haben. Sie stufen ihrer Phantasie die Flügel und berauben sich hierdurch ihrer besten Kraft. Exakte Naturnachahmung ist ein ganz kammibalischer Begriff; er ist die Apotheose der Impotenz. Er ist die Unterdrückung der freien künstlerischen Persönlichkeit. Er ist die Fesselung der Kunst durch die Handschellen der Wissenschaft.

Jedes Kunstzeitalter hat seine neuen Grenzlinien zu ziehen. Das unsere hat die Grenzlinie zwischen Kunst und Wissenschaft zu ziehen. Kunst und Wissenschaft verhalten sich zu einander wie Subjektivität und Objektivität. Was in der Wissenschaft verpönt ist, das ist in der Kunst eine Tugend, und es ist Zug in der Kunst, was in der Wissenschaft Unzug ist. Der Gelehrte hat im wesentlichen nichts anderes zu thun, als Thatsachen festzustellen und in Geduld abzuwarten, ob sie ihn etwas lehren werden. Der Künstler aber hat das Recht, seine Subjektivität in die Waagschale zu werfen, und allem, was er schildert, den Atem seiner Persönlichkeit einzuhauchen. Läßt er sich dieses Recht rauben, dann begeht er einen Verrat an der Kunst. Er bringt sie in unwürdige Knechtschaft; sie, die in der Freiheit allein existieren kann. Arno Holz wünscht „staatliche“ Freiheit für die Kunst; er thäte besser, ihr die individuelle Freiheit zurückzugeben — oder vielmehr nicht zurückzugeben; denn er kann sie ihr nicht rauben. Aber er sollte seiner eigenen Individualität eine größere Freiheit gönnen.

Die Kunst muß ganz sie selbst sein. Sie hat mit der Wissenschaft nichts zu thun. Sie mag von ihr lernen, sie darf sich von ihr anregen lassen; aber sie darf sich nicht von ihr knebeln lassen. Das Dogma von der exakten Naturnachahmung ist eine solche Knebelung. Es sucht die Kunst auf ein winziges Gebiet einzuschränken, auf dem sie sich nicht bewegen kann. Es rechnet nicht mit der vornehmsten künstlerischen Eigenschaft, mit der Phantasie. Die Phantasie lehrt sich nicht an die Forderung der exakten Naturnachahmung; denn sie weiß, daß sie sie nicht erfüllen kann. Sie bedarf stets nur eines kleinen Anstoßes von der äußeren Welt, und dann geht sie ihren eigenen Weg, nach ihren eigenen Gesetzen. Kein echter Künstler wird die Beobachtung verschmähen; sie liefert ihm sein

loftbarstes Material. Aber er muß frei damit schalten können. Er kann es, also darf er es. Wenn Goethe von sich aus sagte, er brauche mit einem Menschen nur eine Viertelstunde lang gesprochen zu haben, und er könne ihn ganze Stunden hindurch reden lassen, so hat er damit an einem einzelnen Falle die besondere dichterische Fähigkeit in ewig mustergültiger Weise formuliert. Der Dichter erschaut mit dem ihm eigenen instinktiven Blick die verborgenen Gesetze der Dinge, und daraus leitet seine Phantasie, gestaltend und denkend, ein unermessliches Reich von Möglichkeiten ab, in dem sie frei schalten kann, je nach Zweck, Ziel und Bedürfnis. Wie wenig kann der Künstler thatächlich beobachten! Und wie vieles giebt es für ihn zu schildern! Soll das ihm alles verschlossen sein, wo er nicht persönlich dabei gewesen ist? War Dostojewski vielleicht zugegen beim Morde seines Raskolnikow? Oder ist Ibsen irgendwo dem „fremden Mann“ begegnet? Und doch sind Dostojewski und Ibsen zwei Realisten, die man, wie ich denke, wird gelten lassen.

In dem Moment, wo der Künstler schafft, ist er einzig und allein Künstler: ohne Wissenschaft, ohne Geist, ohne Moral; ganz Anschauung, ganz Phantasie. Kein Zweifel, er muß Wissenschaft, Geist und Moral besitzen, aber sie müssen sich bei ihm in Anschauung und Phantasie verwandeln. Damit dies möglich sei, muß der Künstler Individualität haben, d. h. er muß Beobachtungen nicht bloß ängstlich zusammentragen, sondern er muß sie in seinem Innern beleben und mit dem eigenen Geiste durchdringen. Er muß viel schärfer sehen, als irgend ein Mensch beobachten kann; er muß den Dingen ins Herz sehen, und dazu muß er selbst nicht bloß ein Herz besitzen, sondern es auch in Thätigkeit setzen. Er muß daher mit der ganzen Seele dabei sein; die Welt um ihn muß versinken, und er darf bloß noch die Gestalten seiner Phantasie sehen. Diese Gestalten werden sich nach eigenen organischen Gesetzen entwickeln, die jede Willkür ausschließen. Der Künstler braucht dann nur nachzuschreiben, was er im Geiste sieht, und er braucht nicht zu fürchten, daß er Falsches sieht. Davor schützt ihn die künstlerische Ehrlichkeit. Diese Ehrlichkeit — auch Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe genannt — muß freilich vorhanden sein. Sie ist der Lebensnerv des Künstlers. So ist, was schließlich den Ausschlag giebt beim Gelingen seines Werkes, nichts anderes als seine sittliche Persönlichkeit.

Ob Zola eine solche sittliche Persönlichkeit ist? wenigstens nach deutschen Begriffen ist? Ich zweifle daran. Dabei denke ich mit nichten an die sogenannten unsittlichen Stellen, die sich zahlreich genug in seinen Romanen finden. Es stände mir übel an, wenn ich, nachdem ich für die künstlerische Freiheit gesprochen habe, konventionelle Moralschranken aufrichten wollte. Indes dürfte über das Verhältnis von Kunst und Moral das letzte Wort noch lange nicht gesprochen sein. Stets haben die Künstler darüber geseufzt, daß sie von der Moral eingeengt würden, und stets haben doch die Großen unter ihnen nach neuen Moralzielen ausgeschaut. Ich nenne unter den Heutigen Ibsen. Aber, frage ich, finden sich auch bei Zola Elemente einer neuen Moral? Ich finde keine. Wohl aber sehe ich ein unablässiges Kokettieren mit der alten Moral, verbunden mit „objektivem“ Wohlgefallen an der Gemeinheit. Zola schildert die haarsträubendsten sittlichen Ausschweifungen, und stellt dann sich selbst als einen *vir immaculatus* denselben gegenüber. Thut das wohl ein Mann, dem es mit seiner Sache heiliger Ernst ist? Ich glaube, nein. Ich habe stets Hochachtung gehabt vor Zolas künstlerischem Können, aber mir fehlt die Ehrfurcht vor seiner künstlerischen Persönlichkeit. Seine Moral, wie seine Theorie hat er sich zu eigenstem Hausgebrauch auf den Leib geschnitten. Er hält dieselben vor als einen blinkenden Schild, von dessen Funckeln zumal wir gutmütigen Deutschen uns haben blenden lassen. Wir ahnen gar nicht, daß er hinter diesem Schilde nach Willkür seine Grimassen schneidet, und glauben da einen Helden zu sehen, wo nur ein ungeschlachter Goliath einhertappt, ein greulicher Philister, gegen den wir je eher je besser einen David ins Feld zu stellen

haben werden. Wenn die deutsche Litteratur sich zur Selbstständigkeit durchringen will, dann darf sie den Bahnen Zolas nicht länger folgen. Sie würde sich bloß in einen Sumpf locken lassen. Weber die Pseudo-Wissenschaftlichkeit, noch die Pseudo-Moral Zolas darf es ihr anthun. Sie muß ganz mit eigenen Augen sehen und mit dem eigenen Herzen fühlen. In Zola aber steckt, außer seiner Pedanterie, kein einziges deutsches Element, wie auch der Verfasser von „Nembrandt als Erzieher“ mit Recht betont hat. Wenn wir eine nationale Kunst haben wollen, dann müssen wir Zola den Abschied geben. Wir brauchen seine stamenswerte künstlerische Begabung nicht zu verkennen, aber wir dürfen uns auch nicht durch ein weiches herziges Gerechtigkeitsgefühl bestimmen lassen, das an ihm zu preisen, was wider unsere eigenste Natur ist. Auf dem Wege sanftmütiger Gerechtigkeit ist noch niemals etwas Neues, geschweige etwas Großes geschaffen worden. Wir müssen uns auf unsere eigene Kraft besinnen, und, wenn nichts anderes übrig bleibt, gegen die französische «bête noire» die deutsche „blonde Bestie“ loslassen.

Der Zolaismus ist der Lindwurm, den der Siegfried der neudeutschen Dichtung zu erlegen haben wird.

Vom Singen in der Schule.

Von

Prof. Dr. P. Dettweiler.

In der Schule soll der Gesangunterricht zunächst auf dem Gebiete des ästhetischen Interesses das Ohr zur Erkenntnis der Schönheit der Töne und der musikalischen Schöpfungen befähigen. Dabei ist er bei richtigem Betriebe ein lokal verschiedenartiges, aber nie ganz unwichtiges Mittel, um die Organe der Stimme rein mechanisch zu unterstützen, auszubilden und zu wirksamem Gebrauche zu kräftigen. Dies geschieht, indem die Herrschaft über die Lungenatmung dadurch in höherem Maße herbeizuführen ist, daß dem Schüler eingebracht wird, wie und wann er die Luft in die Lungen einziehen und wie er die Entleerung der Lungen bewerkstelligen soll. Dann aber muß der Gesangunterricht überall darauf hinarbeiten, die Aussprache von unberechtigten Provinzialismen — es giebt auch berechnete — mehr und mehr zu reinigen. Aus dem Gebiete der Vokale erinnere ich nur an die greuliche Aussprache mancher Diphthonge, wie *ei*, *äu*; auch das einfache *a*, namentlich aber die Umlaute *ö* und *ü* bedürfen einer unermüdlichen Korrektur. Die abenteuerlichsten Verhunjungen z. B. in Bezug auf *g*, *f* und *ch*, auf *d* und *t* dürften ebenfalls der Aufmerksamkeit des Gesanglehrers besonders zu empfehlen sein. Auch die richtige Aussprache des *r* gehört vielfach zu den Schmerzenskindern des Gesangunterrichts, obgleich es scheint, daß der Gesanglehrer hier oft vergißt, daß Singen und Sprechen noch nicht dasselbe ist. Endlich beruht die Bedeutung des Schulsingens auf dem sogenannten sozialen Interesse, d. h. auf dem erhebenden Bewußtsein des Schülerchors, als ein Teil eines größeren Ganzen an der Wiedergabe klassischer Musikwerke mitzuwirken, oder den Gefühlen der großen Schüलगemeinde im Liede, namentlich im patriotischen und religiösen Liede Ausdruck zu geben und zugleich auch nach außen hin bei allen Schulfeierlichkeiten zu einer würdigen und erbaulichen Vertretung der Schule beizutragen. In diesem Sinne richtig behandelt wird der Vortrag des Choral- oder der sonstigen kirchlichen und religiösen Musik zum wirklichen Gottesdienst, für den Ausübenden in erster Linie, da ihm in den herangezogenen Tongebilden die Macht der zu Grunde liegenden Worte und Gedanken doppelt zum Bewußtsein kommt.

Wenn wir in vorhergehenden Stellung und Bedeutung des Gesanges namentlich in der Schule kurz umschrieben zu

haben glauben, so würde es sich nun um die Ausführung der sich daraus ergebenden Thatsachen handeln. Indessen können wir hier nicht gewillt sein, dem Gesanglehrer im einzelnen Vorschritten machen zu wollen. Ob sich derselbe mehr oder weniger dem Ideal der Anforderungen nähert, wird stets mehr von seiner Persönlichkeit abhängen als von immerhin laienhaften Theorien. Hier möge jetzt nur ein Punkt zur Aussprache kommen, der, wie mir scheint, mit Recht von ärztlicher Seite getadelt wird. Es mag dies zugleich als Beweis dienen, daß es den Pädagogen am allerfernsten liegt, berechtigten Wünschen der Ärzte kein Verständnis entgegenzubringen oder wenigstens dies Verständnis sich nicht aneignen zu wollen. Aber auch das Elternhaus muß sich über die einschlägigen Fragen die nötige Klarheit verschaffen. Sonst kann es dieselben Unzuträglichkeiten herbeiführen wie die Schule.

Es ist zwar bekannt, daß die menschliche Stimme in dem Pubertätsalter, also heiläufig vom vierzehnten bis siebzehnten Jahre, sich in einem Übergangsstadium befindet; allein die mannigfachen Vorichtsmaßregeln, die in dieser kritischen Zeit zu beobachten sind, werden aus verschiedenen Gründen so häufig und so gründlich außer acht gelassen, daß besonnene Kenner geradezu ausgesprochen haben, in dieser Zeit leide die Mehrzahl der Männerstimmen Schaden. Es liegt auf der Hand, daß dieser Schaden von Lehrern und Eltern gemeinschaftlich im Interesse des wichtigen Organs und seiner verschönenden Wirkung auf ein mögliches Minimum zurückzuschrauben ist. Da bei dem weiblichen Geschlechte der Stimmwechsel entsprechend den übrigen Wachstumsverhältnissen nicht so unvermittelt eintritt, ja vielfach ganz unbemerkt vorübergeht, so ist die Gefahr für die Mädchen weniger groß. Immerhin sind wirklich gesunde Stimmen auch hier selten.

Das Organ, welches die menschliche Stimme ausschließlich entstehen läßt, ist, trotzdem daß der Sprachgebrauch eine Brust- und Kopfstimme u. s. w. kennt, nur der Kehlkopf. Durch die große Veränderlichkeit des Mundrachenraumes wird eine Mannigfaltigkeit der Töne ermöglicht, die keinem musikalischen Instrumente eigentümlich ist. Vor allen aber sind es die Stimmbänder, welche die Töne erzeugen. Man hat sie passend mit den Saiten eines Instrumentes verglichen. Denn ebenso wie diese, müssen sie zwischen ihren Endpunkten erst gespannt werden, um einen Ton hervorzubringen, und zwar für verschiedene Tonhöhen verschieden. Das Aneinanderschlagen der Stimmbänder und ihre Spannung wird bewirkt durch die verschiedenen Muskeln, die zu ihnen in Beziehung stehen. Diese Beteiligung der Muskeln ist eine sehr ausgedehnte und komplizierte, und deshalb im einzelnen hier nicht zu verfolgen. Nun verändert sich der Kehlkopf mit seinen Hilfsorganen in dem Alter der Reife überraschend schnell. Aber durch dies rasche Wachstum verändern sich auch die Verhältnisse zwischen dem Kehlkopf, den Stimmbändern und Muskeln. Der Eigentümer verliert fast den richtigen Gebrauch derselben, weil ihm die Herrschaft über seine Organe durch diese Veränderung in den Verhältnissen verloren geht. Er kann die Stimmbänder nicht entsprechend spannen, weil er das richtige Muskelgefühl noch nicht erworben hat. Kurz, der ganze Stimmapparat besitzt in diesem Entwicklungsstadium eine nur geringe, vor allem ganz ungleichmäßige Leistungsfähigkeit, es tritt Heiserkeit ein, die Stimme schnappt oft über, die Sprachlaute schwanken in plötzlichem und unerwünschtem Wechsel zwischen rauhen Bass- und hohen Fisteltönen.

Es ist einleuchtend, daß ein menschliches Organ in der Zeit eines so raschen Überganges, falls es nach allen Richtungen seine Leistungsfähigkeit bewahren soll, im höchsten Grade schonungsbedürftig ist. Es ist durchaus erwiesen, daß in den weitaus meisten Fällen die Stimme nur dann erhalten bleibt, wenn während jener Zeit alle gesanglichen Übungen unterbleiben. Es mag sein, daß der bekannte Dr. Morell Macenzie, der dafür eintritt, den Gesang auch während der Pubertätszeit nicht völlig auszusetzen, nicht ganz im Unrecht ist. Denn er

geht von der Bedingung aus, daß stets die nötige Sorgfalt angewendet, daß die Stimmbildung nur unter sachgemäßer Aufsicht und mit sorgfältiger Vermeidung jeder Überanstrengung fortgesetzt werde. Allein wo wird dies bei dem Massenunterrichte möglich sein? Und wenn dies der Fall sein könnte, so müßte doch auch der Gesanglehrer fast ein Spezialist für Kehlkopflehre sein. Deshalb hat auch gerade der „Vater der Kehlkopflehre“, der Mann, dem es zuerst gelang, seinen eigenen Kehlkopf während der Vokalbildung, der Atmung und des Gesanges zu beobachten, der berühmte Musiker Manuel Garcia in London, Verwahrung gegen die Macenzie'sche Ansicht eingelegt und darauf hingewiesen, daß er selbst während der Übergangszeit fortgefahren habe zu singen, und seine Stimme dadurch völlig ruiniert habe.

Abgesehen von dem völligen Verluste der Stimme für den Gesang, hat eine Vernachlässigung während der Periode des „Mutierens“, des Stimmwechsels, oft eine Unannehmlichkeit im Gefolge, die noch weit fühlbarer ist. Der bekannte Kehlkopfspezialist Prof. Carl Stoerk in Wien macht in einem Lehrbuche darauf aufmerksam, daß viele Personen eine im Verhältnisse zur Größe ihres Kehlkopfes und ihrer Stimmbänder zu hohe oder zu tiefe Stimme haben. Während die einen im tiefsten Bass sprächen, brächten die anderen nur ein oft lächerlich wirkendes Piepsen hervor. Durch eine sehr energische Gymnastik läßt sich dieser unangenehme Mangel beseitigen; er rührt nur daher, daß in der kritischen Zeit niemand sich um die Pflege und Schonung der Stimme kümmerte.

Wenn nun auch in den meisten Fällen rechtzeitig der Gesangunterricht abgebrochen wird, so scheint doch hier wie sonst, wenn man den Versicherungen tüchtiger Kehlkopfarzte Glauben schenken darf, der Schlenrian keine gewohnte, allem Unbequemen und gar allen Neuerungen abholden Rolle zu spielen. Der Wunsch der Gesanglehrer, mit einem gut ausgebildeten und vollzähligen Chor zu glänzen, trägt wohl die Hauptschuld an dem Ruin so mancher schöner Stimme. Denn auf der einen Seite verhindert dieser leicht begreifliche Wunsch oft, daß die Schonungszeit völlig durchgeführt und die Stimme erst allmählich wieder an den Singprozeß gewöhnt werde, auf der anderen Seite bewirkt dasselbe Chorsingen, daß dem Stimmenverhältnis zuliebe Schüler gezwungen werden, Tonlagen hervorzubringen, zu denen sich ihre Organe ganz und gar nicht eignen. Ich erinnere nur an die Tenornote bei den meisten Schülerchören. Dies Hin- und Hinabschrauben der Stimme ist aber das schädlichste aller Experimente mit dem Kehlkopf. Es richtet die Stimme in der Regel zu Grunde oder macht sie wenigstens schwankend und unsicher. Es ist im ganzen genau so unsinnig, als wenn man eine für Baßstöne eingespante Saite so überspannen wollte, daß sie beim Anschlagen Violintöne gäbe. Überhaupt ist kein Zweifel, daß das Singen im Chöre die Zahl der guten Sänger nicht vermehrt hat. Denn wie bei keinem anderen Unterricht, so beruht beim Gesang der Erfolg darauf, daß von vornherein individualisiert werde und das Kind nur seiner Stimmlage und seiner Singfähigkeit entsprechend singe.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß eine wirksame Überwachung des Gesanges nach den verschiedensten Seiten notwendig ist. Denn wie es feststeht, daß das Singen in der Kindheit auch rein physiologisch heilsam wirkt, indem es durch die richtige Übung der Stimmorgane die Brust ausdehnen und die Atemmuskeln kräftigen läßt, ebenso sehr schadet ein übermäßiges oder unzeitiges Singen denselben Organen und macht uns leicht unfähig, das vollkommenste aller musikalischen Instrumente, den Kehlkopf, in seiner unübertroffenen Schönheit zu gebrauchen. Es wird nicht als eine unberechtigte Forderung der Kehlkopfspezialisten angesehen werden können, daß der Gesanglehrer sich mit den elementarsten Bedingungen für die Hervorbringung der Töne nicht bloß bekannt mache, sondern diese Kenntnis auch in praktische und vernünftige Maßnahmen umsetze. Aber auch unvernünftige Eltern, die aus dem stimmlich beanlagten Kinde nicht früh genug einen Künstler oder

eine Künstlerin machen zu können glauben, werden gut thun, sich die Thatsache zu merken, daß durch Vernachlässigung und Überanstrengung eine Stimme gar leicht unwiederbringlich verloren gehen kann.

Reflexgedanken im Thorwaldsen-Museum.

Von
F. R.

II.

Wissen die Begabung Thorwaldsens fähig gewesen wäre, hätte er nicht im Banne der Winkelmannschen Ideen gestanden, das sieht man aus einigen seiner Porträt-Büsten, vor allem aber aus zwei Werken angeblich griechisch-klassischer Kunst, welche aber das Eigentümliche haben, Natur darzustellen. Bei einem nackten Merkur wissen wir es durch den Bildhauer selbst, daß ihn ein italienischer Lastträger, der in solcher Stellung eben sein Abendbrot verzehrte, auf den guten Gedanken brachte, die feste Stellung in Marmor festzuhalten; daß er dem armen Jacchino die Kleider auszog und ihn hierauf Merkur nannte, das hat Winkelmann auf dem Gewissen. Die Kleiderberaubung mag ihm verziehen sein; der Name aber nicht. „Einst wird kommen der Tag,“ wo man unschuldige Hunde nicht mehr Nero und Sultan, und wo man nackte Menschen nicht Merkur und Apollo schimpfen wird. Ähnlich verhält es sich mit der köstlichen „Tänzerin“ Thorwaldsens; auch da wollte er stilisieren, aber ein glückliches Modell machte ihn fast wider seinen Willen natürlich.

Wissen aber der Verehrer Winkelmanns, der thörichte Schüler unverständiger Griechenenthustiasen fähig war, das ist gar erschrecklich und ganz und gar nicht ergötzlich zu ersehen aus einer Bildsäule der Göttin der Hoffnung, welche mit der linken Hand ein Fältchen ihres Gewandes und mit der rechten eine bisher in der Botanik nicht vorgefundene Blüte emporhält. Mit welcher dieser Bewegungen sie die Hoffnung besser ausdrückte, erfahren wir nicht. Dagegen belehrt uns diese Göttin der Hoffnung sehr genau über den Daseingang, der im Kopfe selbst eines solchen Künstlers wie Thorwaldsen möglich war und ist, sowie darüber, wie unheilvoll Kunstgeschichte wirken kann, wenn sie, nicht zufrieden mit ihrer historischen Aufgabe, das Alte mit dem Schönen verwechselt.

Thorwaldsen kam nämlich zu seiner einfach lächerlichen Göttin der Hoffnung durch den Zufall seiner archäologischen Studien. Er hatte den Auftrag erhalten, die bekannten Agineten für die Münchener Glyptothek „auf neu“ auszubessern, und hatte sich dabei in den archaischen Stil (d. h. wohl einen Stil, der für die perikleische Zeit schon veraltet und steif war) so tief hineingedacht, daß er eine besondere religiöse oder philosophische Wirkung aus der Hölzernheit zu ziehen hoffte. Es ist beachtenswert, daß ungefähr um dieselbe Zeit unsere deutschen Nazarener zu Rom über Raphael hinausgingen, um ihre fromme Innigkeit durch technisches Unvermögen zu äußern.

Es scheint wie ein Fluch auf der Wertschätzung des Alten zu ruhen, daß es zuerst um seiner Schönheit willen bewundert, später nur um eben seines Alters wegen verehrt wird, so daß es endlich naturgemäß von einem noch Älteren verdrängt wird. So glauben auch artige Kinder häufig, daß sie den Großeltern noch mehr gehorchen müßten als den Eltern. Bei Sammlern und Kunstgelehrten kommt dazu, daß dann, wenn die Schätze der eigentlichen Blütenperiode längst in festen Händen und von festen Forschern beschrieben sind, für sie nur noch bei den Vorläufern der Phidias und Raphael etwas zu holen ist. Auch Ludwig von Bayern hätte lieber die Parthenon-Skulpturen als die Agineten erworben, wenn die ersten zu einem so billigen Preise zu haben gewesen wären.

Nun steht aber der Kenner der perikleischen Zeit diesen furchtbar lächelnden Agineten nicht viel anders gegenüber, als

ein unverdorbener moderner Mensch den meisten Werken der besten griechischen Zeit. Was man auch sagen mag, sie sind für den Nichtgelehrten veraltet, und veralten für den Gelehrten nur um dessen willen nicht, weil er sich selbst künstlich und gewaltsam alt gemacht hat. Phidias war zu seiner Zeit ebenso ein Neuerer, wie zu seiner Zeit wahrscheinlich der Hersteller der Agineten. Wir wissen, daß Phidias schwere Kämpfe gegen allerlei Gegner zu bestehen hatte. Unter ihnen waren gewiß auch pietätsvolle Altertumsfreunde. Sollte er ihnen nachgeben? Sollte er mit den alten Scharteken, mit den Agineten lächeln und immer furchtbar lächeln und doch ein Schurke sein, ein Schurke an seiner Kunst? Hat es überhaupt jemals einen großen Künstler gegeben, der durch pietätvolle Nachahmung eines früheren Meisters selber einer wurde?

Das Griechentum Thorwaldsens und Canovas, ihrer Lehrer und ihrer Schüler, ist nichts als ein ungeheures Mißverständnis. Winkelmann hat zwar nicht unwesentlich zu diesem Unglück beigetragen, aber er ist doch unschuldig zu nennen. Zu seiner Zeit arbeitete man vielleicht noch mehr als heute mit antiken Namen, Namensarten, Kostümen und Verzierung; jede zierliche Schächerin und jede verliebte Königin aus der französischen Schule wurde für eine geborene Griechin ausgegeben. Da fuhr Winkelmann dazwischen und schied aus dem ganzen Wüste, der sich Antike nannte, mit außerordentlichem Gefühle und mangelhafter Kenntnis dasjenige aus, was in der That einer großen Zeit griechischen Lebens angehört hatte. Die hergebrachte fadenscheinige Begeisterung konnte sich konzentrieren, und Winkelmann, selbst schwärmend wie ein Entdecker, belebte die Anbetung der Antike wieder einmal für weitere hundert Jahre, vielleicht zum letztenmal. Das war sein gutes Recht; und daß er auf die Zeit hinwies, welche innerhalb der antiken Welt die größte Kunstwahrheit besaß, das war ein großes Verdienst. Seine Schüler hätten nun freilich lernen sollen, ebenfalls wahr zu sein; statt dessen mühten sie sich ab, die Welt mit den Augen des Phidias anzusehen.

Für die Litteratur hat dieselbe Bewegung dieselbe Gefahr gebracht, im Grunde noch im höheren Maße. Denn in der Plastik läßt die Natur sich doch nicht so völlig verleugnen, wie in der Poesie. Eine Bildsäule mit einem Beine läßt nicht daran zweifeln, daß ihr etwas fehle; aber Hölderlins Dichtungen galten lange genug für vollkommen. Um dieselbe Zeit, da Winkelmann in Rom Schule zu machen begann, belehrte sich auch die deutsche Litteratur leider von Shakespeare zur Antike. Lessing hatte noch gegen die Franzosen Shakespeare und die Antike zu Hilfe gerufen. Es war vielleicht etwas zu viel auf einmal. Jedenfalls machte sich Goethe bequem und folgte erst den Franzosen, dann dem Engländer und endlich den Griechen.

Welchen Griechen? Für die Bildhauer war das perikleische Zeitalter als Gipfel allein weithin erkennbar. Aber die griechische Poesie hatte zwei Gipfel, Homer und Sophokles. Wo war die rechte Höhe? Oder — da Homer und Sophokles uns nicht nur in der Schule alltäglich und unermüdlich als die erlösenden Gottheiten gerühmt werden — wo ist die rechte Höhe?

Wenn Sophokles das letzte Wort der Poesie gewesen ist, so ist Homer einfach ein stiller Naturalist. Sophokles hätte, wenn er ein gebildeter Mann vom Schlage der Thorwaldsen gewesen wäre, seinen klassischen Homer nachahmen sollen, anstatt — abgesehen von den Unterschieden der epischen und dramatischen Technik — so wohlgeputzte Helden auf die Bühne zu stellen. Und Homer selbst hatte sicherlich auch wieder Vorgänger, welche auf Pietät Anspruch erheben konnten. Warum hat der die Sagen umgedichtet? Warum hat er nicht alles beim Alten gelassen, wenn das Alte das Schöne ist?

Er hat ebensowenig wie Sophokles gezögert, die Forderungen seiner eigenen Zeit zu erfüllen. Homer und Sophokles haben nur die Sprache so ziemlich gemeinsam; ihre übrige Welt ist verschieden, was nicht hindert, daß unsere Dichter vor hundert Jahren angingen, verschwommenen griechischen Idealen

nachzujagen. Hier begegnen sich die schwächsten Züge von Goethe mit den besten von Thorwaldsen. Goethe suchte aus Homer schöne Schulaufgaben für junge Künstler heraus, schrieb aber selbst Hermann und Dorothea, wenn auch in Hexametern; Thorwaldsen ist durch Lösung dieser Schulaufgaben berühmt geworden. Zu Duzenden hängen in dem Museum, welches durch seine Vollständigkeit so imbarbarisch wird, die Reliefs, welche Szenen aus Homer zum Gegenstande haben. Wie sind sie doch alle so nett, so deutlich, so beredt und doch so stumm!

Auch der Alexanderzug ist ein Ruhmestitel Thorwaldsens. Er ist eine Nachahmung des Panathenäenzuges im Parthenon. Und da beachte man nur einen Umstand. Der berühmte Fries gehörte ins Parthenon; er war gewissermaßen nur ein Auszug aus dem Gewühle des Festtages. Jeder einzelne, der im Zuge gewesen war, konnte sich selbst oder seinen Stellvertreter da oben erblicken; es war der höchste Realismus wenigstens in der Einheit des Lokals. Der Alexanderzug wurde zur Verherrlichung Napoleons I. für Rom erfunden, für Kopenhagen und Paris umgearbeitet und endlich für eine Villa in Oberitalien ausgeführt. Man stelle sich vor, daß der berühmte Parthenonfries ursprünglich zur Verherrlichung des Pharao Rhamnes geplant gewesen und endlich in einem römischen Badehaufe als Verzierung angebracht worden wäre.

Das falsche Griechentum Thorwaldsens reichte jaft für seine anaktontischen Spielereien, seine Amoretten-Darstellungen hin. Es lähmte ihn aber bei allen großen Aufgaben, sowohl den klassischen als den christlichen. Und will man gerecht sein, so muß man zugeben, daß dem Jesus eines Uhd, welcher vorläufig unsere Stimmung am besten ausdrückt, selbst die Nazarener in Rom verständnisvoller zustrebten, als ihr Zeitgenosse Bertel Thorwaldsen mit seinem schönen aber toten Christus.

Kleine Kritik.

Milton über moderne Erziehung. Nachdem jüngst in diesem Blatte die Umgestaltung des altpraktischen Unterrichts in vortrefflicher Weise besprochen worden, mag daran erinnert werden, daß bereits vor mehr als zweihundert Jahren wesentlich gleiche Klagen geführt und Forderungen gestellt worden, und zwar von dem großen Dichter-Denker John Milton, in seinem 1644 an Mr. Samuel Hartlib gerichteten Briefe. Milton geht davon aus, daß die Sprache nur wegen ihres Inhaltes oder doch nur in Verbindung mit demselben ein Bildungsmittel sei. „Sprache ist nur das Instrument, das uns Wissenswerthes zuführt. Und wenn,“ fährt er fort, „ein Sprachkundiger sich rühmen sollte, alle Zungen, die Babel über die Welt zerstreut hat, zu beherrschen, und er hätte nicht ihren wesentlichen Inhalt ebenjogut studiert, wie die Wörter und die Wörterbücher, so wäre er um nichts mehr für einen Gelehrten zu erachten, als irgend ein in seiner Muttersprache genügend unterrichteter Landwirt oder Handelsmann. Daher kommen die vielen Mißgriffe, die den Unterricht durchgehends so unersichtlich und so unergiebig gemacht haben. Zuerst versehen wir es damit, daß wir sieben oder acht Jahre darauf verwenden, soviel elendes Latein und Griechisch zusammenzutragen, als auf andere Weise leicht und angenehm in einem Jahre gelernt werden kann, und dann wird unser Fortschreiten darin so gehemmt, weil wir unsere Zeit verlieren teils durch übermäßige Ferien auf Schulen und Universitäten, teils durch eine verkehrte Anforderung, welche die leeren Zungen von Kindern zwingt, Aufsätze, Verse und Reden zu verfassen, welche eine Sache reiften Urteils sind und das schließliche Werk eines durch langes Lesen und Beobachten mit ausgebildeten Gedanken und reichen Vorstellungen erfüllten Kopfes. Diese Dinge können den armen Jungen nicht ausgedrückt werden, wie Blut aus der Nase, oder wie man unreife Früchte abpflückt; abgesehen von der übeln Gewohnheit, die sie erlangen,

barbarisch gegen das lateinische und griechische Idiom zu sündigen mit ihren rohen Anglicismen, die widerwärtig zu lesen und doch nicht zu vermeiden sind ohne wohlgeleiteten, fortgesetzten und einsichtsvollen Umgang mit reinen Autoren, von denen sie kaum eine Probe erhalten.“

Miltons Forderung geht nun dahin, daß nach einem grundlegenden, auf das notwendigste zu beschränkenden Unterricht in den dem Gedächtnis einzuprägenden und in ihrer praktischen Anwendung nach einem kurzen Übungsbuch zu erlernenden Sprachformen sogleich mit einem auf die Sachen selbst eingehenden wissenschaftlichen Unterrichts zu beginnen, und dieser, gemäß dem Wesen des menschlichen Geistes, anfangend von den sinnlich sächlichen Gegenständen, stufenweise fortzugehen sei in steter Verbindung mit der entsprechenden Lektüre, wodurch die Schüler zugleich mit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auch über die Sprache bald die Herrschaft erlangen müßten.

Er schildert dann weiter, wie die der grammatikalischen Pladerei der Schule entnommenen Jünglinge auf den Universitäten wiederum, wenn auch in anderer Weise, in der Hoffnung auf wahrhafte und erfreuliche Erkenntnis getäuscht, meistens von Verachtung und Haß gegen die Lehmeinungen erfüllt werden, und dann so den verschiedenen Berufsarten sich zuwenden; „einige ergreifen die Rechtspraxis, aber dabei gründen sie ihr Absehen nicht auf die weise und erhabene Gerechtigkeit und Billigkeit, die man sie niemals gelehrt hat, sondern auf vielerprechende und angenehme Aussichten auf streitige Grenzen, fette Prozesse und reichliche Sporteln; andere befassen sich mit den Staatsangelegenheiten, während ihre Seelen von wahrhaft edler Bildung so weit entfernt sind, daß ihnen Schmeichelei, Kunstgriffe und machtpolitische Aphorismen als die Gipfel der Weisheit erscheinen, und sie ihren dürtigen Herzen einen bewußten Servilismus einpflanzen, wenn derselbe nicht, wie ich eher glaube, erbaucht ist.“ Da sind also als Erziehungsfrüchte auch die Streber, ganz wie bei uns! Überhaupt, wenn man Miltons Klagen hört, klingt es fast, als hätte er seine Erfahrungen größtenteils in unsern Tagen gesammelt. Sehr stolz dürfen wir daher auf unsere Fortschritte in dieser Sache nicht sein; vielleicht wird es nach wiederum zweihundert Jahren etwas besser damit aussehen.

R. Schellwien.

Über den Sarkasmus Heinrich Heines. Eine Kritik von Achenas Apparatus. (Leobschütz. Georg Schnurpfeil.)

Der Sarkasmus Heines wäre an sich wohl einmal einer kritischen Untersuchung wert, bezw. wie sich bei ihm die einzelnen Formen des Wises (der Ironie, des Humors u. s. w.) mischen, wie diese Mischungen entstanden sind und wohin ihre künstlerische oder literarische Tendenz zielt. Dieser Untersuchung fühlte sich Apparatus aber nicht gewachsen und statt dessen beliebt er die bekanntesten und längst genossenen Schmähungen auf Heine (seine Bosheit, seinen Leichtsin, seine Vaterlandslosigkeit, seine Gemeinheit, seine Charakterlosigkeit u. s. w.) noch einmal zum besten zu geben. Wäre das Ganze nicht so thöricht geschrieben, man wäre versucht, den Autor der Unredlichkeit zu zeihen, nämlich derselben Unredlichkeit, welche sich die meisten Heine-Gegner zu schulden kommen lassen, und die man erst kürzlich selbst einem Manne wie dem Professor Treitschke nachgewiesen hat, nämlich der Citaten-Fälschung. Wer behaupten kann, daß Heine nur „vor einem Geisteshelden Achtung geheuchelt“ habe, der muß entweder das Buch über Deutschland nicht gelesen haben oder sich für berechtigt halten, offenbare Unwahrheiten in die Welt zu setzen, so wie es eine Zeitlang die Anti-Wagnerianer mit Wagners sogenannter Mißachtung aller früheren und gleichzeitigen Musiker thaten. — Weil Heine keine Hexameter machen konnte, deshalb hat er kein Formgefühl besessen. Unverkennbar ironische Äußerungen werden als seine Glaubensbekenntnisse ausgegeben, ja selbst die Eidechsen-Philosophie in der italienischen Reise als Heines Weltanschauung citiert, auch wird es ihm übel vermerkt, daß er in seinen Gedichten so viel geistigt habe u. s. w. Doch jedes Wort ist schon zuviel, das wir an dieses Nachwort verschwenden. Freunden unwilligen Humors sei es bestens empfohlen! L. B.

Briefkasten. Alle auf die Redaktion bezüglichen Sendungen bitten wir bis zum 10. August an die Adresse: **Fritz Rantner, Swinemünde** zu richten.